



Adresse: Saratow,  
 типо-литограф. Г. Х.  
 Шельгорнь и К<sup>о</sup>.

Adresse des Redakteurs:  
 г. Саратовъ, Боль-  
 шая Кострижная  
 № 40.  
 I. Крушинскому.

№ 20.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 16. Februar 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.  
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:  
 Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.  
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,  
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: J. Kruschinsky, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

**Inhalt.** Das Wort Gottes. — Zur Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft—19. Februar 1861. — Sechs Wochen im Schwefelbad zu Stolypino. — Ein neuer Weg zum Schwarzen Meer (Schluß). — Der Erdfluh und seine Bekämpfung. — Vom Kriegsschauplatz. — Aus Welt und Kirche. — Ein Opfer des Weichtgeheimnisses (Fortsetzung). — Allerlei. — Ankündigungen.

**Das Wort Gottes.**  
 (Sonntag Sexagesima.)

**W**ort Gottes — eine oft mißbrauchte, aber richtig angewandt inhaltreiche Bezeichnung. Gott, der Unsichtbare, der da im hohen Himmel thront, hat er wirklich sich herabgelassen, zu uns armen Menschen zu sprechen? und wenn das, können dann wir Erdenbewohner noch heute sein Wort vernehmen? Ja, ihm sei ewig Lob und Preis, beides ist der Fall. „Zu vielen Malen und auf vielerlei Weise hat Gott vorlängst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; und zuletzt hat er zu uns geredet durch seinen Sohn“ <sup>1)</sup> und dessen Apostel. Der Sohn Gottes spricht vorzugsweise von sich selbst, wenn er in dem Gleichnisse vom Sämann ausruft: „Siehe, der Sämann ging aus zu säen.“ <sup>2)</sup> Er selbst ging vom hohen Himmel aus und wandelte dreiunddreißig Jahre unter uns Menschen, den Samen seiner göttlichen Lehre durch Wort und Beispiel auszustreuen. Und als er dann von der Erde schied, hinterließ er uns diese seine Lehre. Er sorgte dafür, daß sie zum größten Teile aufgeschrieben wurde. Wir haben sie in der Heiligen Schrift. Diese enthält in jedem Satze Gottes Wort; sie ist ganz, von der ersten bis zur letzten Zeile, Gottes Wort, das geschriebene Wort Gottes.

Das aber genügte weder unserm Bedürfnisse, noch seiner Güte. Er hatte Männer an sich gezogen und in einem dreijährigen vertrauten Umgange belehrt und geschult. Diese seine Apostel sandte er bei seinem Abschiede von dieser Erde aus: „Geht hin in die ganze Welt; predigt mein Evangelium allen Geschöpfen.“ <sup>3)</sup> Und sie zogen aus und predigten allüberall; und er, der Herr, selbst beglaubigte ihr Wort als sein eignes Wort durch wunderbare Zeichen. Schon nach kurzem konnte man von den Zwölfboten des Evangeliums sagen: „Ihre Stimme ist über die ganze Erde hin erschollen und ihre Worte bis an die Grenzen des Erd-

kreises.“ <sup>4)</sup> Ist das geschriebene Gotteswort unvollständig, da ja die ganze Welt die Bücher nicht fassen könnte, die notwendig wären, um alles aufzuschreiben, was Jesus getan und gesagt hat, <sup>5)</sup> so enthält die mündliche Verkündigung der Apostel alle von Gott geoffenbarten Wahrheiten. Und die ist bis heute noch nicht verstummt und wird nicht verstummen, so lange die Welt steht.

Die Apostel nämlich weiheten und sandten geeignete Männer, mit ihnen die göttliche Lehre hinauszutragen in die weite Welt und nach ihrem Tode an ihre Stelle zu treten. Ihr Meister hatte ihnen ja gesagt: „Geht, lehret alle Völker; siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ <sup>6)</sup> Damit war ihnen nicht bloß ein Auftrag und eine Vollmacht gegeben, sondern auch eine Verheißung. Geht und lehrt; das war Auftrag und Sendung. Ich bin bei euch; das enthielt die Verheißung, daß sie Amtsnachfolger haben würden bis zum jüngsten Tage hin, und die Zusicherung göttlichen Beistandes, damit sie und ihre Amtsnachfolger die ganze Offenbarung unverkürzt und unverfälscht bewahren, lehren und auslegen könnten.

Die Nachfolger der Apostel, Papst und Bischöfe, waren durch alle Jahrhunderte sich dieses Auftrages und dieses Versprechens bewußt. Sie wußten und wissen, was für ein Schatz ihnen in der geoffenbarten Wahrheit zu hüten und zu verwerten gegeben ist. Sie kannten und kennen das Gleichnis von den Pfunden, den treuen und geschäftigen Dienern und dem untreuen und trägen Knechte. Der letzte wickelte das erhaltene Talent in ein Schweißtuch ein, vergrub es und stellte es bei der Rückkehr seines Herrn diesem zurück, so wie er es erhalten hatte, ohne Verlust, aber auch ohne Gewinn; und schon dadurch verfiel er dem gerechten Zorne und der strengen Strafe seines Herrn. <sup>7)</sup> Die gottbestellten Hüter der Offenbarung haben die in diesem Gleichnisse enthaltene Warnung wohl verstanden. Sie haben den ihnen anvertrauten Wahrheitschatz nicht ver-

<sup>1)</sup> Ps. 18, 5. Röm. 10, 18. <sup>2)</sup> Joh. 21, 25. <sup>3)</sup> Matth. 28, 19. 20. <sup>4)</sup> eb. 25, 14 ff.

<sup>1)</sup> Hebr. 1, 1. 2. <sup>2)</sup> Matth. 13, 3. <sup>3)</sup> Mark. 4, 3. <sup>4)</sup> eb. 16, 15.

graben, auch nicht auf kurze Zeit, sondern unablässig mit demselben gewuchert, damit er reiche Zinsen im Denken und Leben der Gläubigen bringe.

Als einen überaus kostbaren Schatz erhielten sie die Bibel, das Buch der Bücher, die Heilige Schrift, „Heilig“, weil vom Heiligen Geiste selbst eingegeben. Sie sollten dieselbe als von Gott eingegebene Schrift beglaubigen, vor Fälschung bewahren, auslegen und die darin verborgenen Wahrheiten im Laufe der Zeiten mehr und mehr ans Licht ziehen. Das alles taten sie gewissenhaft. Sie betrachteten die Heilige Schrift als das, was sie wirklich ist, als ein Schreiben vom Himmel, von Menschenhänden zwar niedergeschrieben, aber diktiert von Gott und adressiert an alle Völker und jeden einzelnen.

Wer immer einen Brief schreibt, hat die Absicht und den Wunsch, daß der Adressat mit dessen Inhalt genau bekannt werde. Das wußten die Lehrer der Kirche recht wohl. Sie sahen, der Brief vom Himmel, hebräisch und griechisch geschrieben, werde so in den Originalsprachen nur von wenigen gelesen werden können. Sie waren darum von Anfang an darauf bedacht, ihn in die lebenden Sprachen übertragen zu lassen. Früh breitete die Kirche sich über Kleinasien und Griechenland im westlichen Teile des römischen Weltreiches, in Italien und Nordafrika, aus, wo die lateinische Sprache herrschend war. So haben wir denn schon aus der ältesten Zeit eine lateinische Bibelübersetzung, Itala oder Vulgata, die „gewöhnliche“, „allgemein verbreitete“, genannt, die wir bis auf den heutigen Tag in der heiligen Messe am Altare und im Breviere, dem amtlichen Gebetbuche der Geistlichen, gebrauchen. Wie das göttliche Wort dann unter den Völkern germanischer und slavischer Zunge Aufnahme fand, wurde die Bibel auch in deren Sprachen übersetzt. Und kaum hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst die Verbreitung eines Schriftwerkes in den weitesten Kreisen ermöglicht, als nicht bloß die lateinische Vulgata, sondern auch Bibelübersetzungen in lebende Sprachen durch den Druck allen zugänglich gemacht wurden. Fünfzehn oberdeutsche und fünf niederdeutsche Übersetzungen waren von katholischer Seite damals bereits im Druck erschienen, als von anderer Seite die Bibel „unter der Bank hervorgezogen“ sein soll. So unwahr ist diese oft gebrauchte Redensart.

Hat die Kirche das Lesen von Bibelübersetzungen beschränkt, will sie, daß die Übersetzung genau, kirchlich gutgeheißen und mit erläuternden Bemerkungen versehen sein soll, so hat sie dazu nur allzu guten Grund. Sie sah auch unrichtige, ja gefälschte Übersetzungen in den Händen ihrer Kinder, Übersetzungen, welche diesen statt gesunder Nahrung Gift boten; sie wußte, daß manches in der Heiligen Schrift dunkel, vieldeutig und mißverständlich ist, und daß nicht alles sich zur Lesung für alle eignet. Zudem wurde von anderer Seite behauptet, die Bibel sei die einzige Glaubensquelle, und jeder müsse durch eignes Lesen in derselben sich seinen Glaubensinhalt aus derselben schöpfen. Es galt also, mit Entschiedenheit dieser Irrlehre und jener Gefahr entgegenzutreten. Die Kirche ist Hüterin des Glaubens und Mutter all ihrer Kinder. Würde sie ihrer Doppelpflicht genügt haben, wenn sie die genannten ebenso wirksamen als schonenden Vorsichtsmaßregeln bezüglich des Bibellesens nicht getroffen hätte?

Außerdem weiß die Kirche ja recht wohl, daß Lesen des geschriebenen Wortes weder das einzige, noch auch das Hauptmittel ist, um den Samen des göttlichen Wortes in die Herzen zu säen und in den Herzen keimen zu machen. Wie wir Menschen nun einmal geschaffen sind, lernen wir am besten, leichtesten, schnellsten, sichersten und nachhaltigsten durch das lebendige Wort. Vom göttlichen Heilande ist uns nicht ein einziger Buchstabe überliefert. Er selbst predigte und sandte seine Jünger aus zu predigen. Sein Auftrag an die Apostel lautete nicht: Setzt euch hin und schreibt und übersetzt das in alle Sprachen der Welt, damit alle erst lesen lernen und dann durch Lesen eurer Schriften zum Glauben an mich kommen. Er kannte unsere Menschennatur zu gut, um zu einem so unpraktischen Mittel zu greifen. Sein Auftrag war: Gehet und predigt. Diesem Auftrage kamen alle Apostel nach. Nur vier von den ersten Zwölfboten haben auch geschrieben und das nur gelegentlich, nebenher. Paulus, der später berufene Apostel, der selbst mehr geschrieben hat, als die anderen (Johannes etwa ausgenommen), kennt keinen andern Weg zum Glauben als das Anhören der Predigt. „Wie“, fragt er, „werden sie (die Heiden) den anrufen, an welchen sie nicht glauben? oder wie werden sie glauben an den, von welchem sie nicht gehört haben? Wie aber werden sie hören ohne einen Prediger? Wie aber werden sie predigen, ohne daß sie gesandt werden?“ <sup>5)</sup> Diese Sendung zur rechtmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes haben zunächst die gottgesetzten Hirten der Kirche, Papst und Bischöfe; weil sie aber außerstande sind, allein dieser Aufgabe ihrem ganzen Umfange nach gerecht zu werden, übertragen sie dieselbe auch auf ihre Gehülfen in der Seelsorge, die Priester. So ist die Predigt in unsern katholischen Gotteshäusern eine rechtmäßige Verkündigung des göttlichen Wortes.

### Zur Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft — 19. Februar 1861.

Schlagen wir die Geschichte der Menschheit auf, die Lehrmeisterin des Lebens, wie sie Cicero nennt, so finden wir zu unserm größten Bedauern, daß in der vorchristlichen Zeit einer Anzahl von Menschen das Recht auf Persönlichkeit, das ihnen von Natur aus zukommt, durch die furchtbare Sklaverei abgesprochen wurde. In der vorchristlichen Zeit galt der Sklave nicht als Person, sondern als bloße Sache, demzufolge ihm alle natürlichen Menschenrechte abgesprochen wurden, und er zum bloßen Sachgegenstand seines Herrn, dem er angehörte, zum bloßen Inventarstück im Haushalte des letztern herabgewürdigt wurde. Irgendwelche sittliche Verantwortung gab es für den Herrn gegenüber seinen Sklaven nicht; es galt für gleichgültig, gegen letztern grausam, ungerecht oder milde zu sein, und dies sowohl vom rechtlichen, als auch vom sittlichen Standpunkt aus. Es waren demnach keinerlei sittliche Beweggründe, sondern nur der eigne Vorteil maßgebend, für die Erhaltung des Sklaven zu sorgen. War aber die Arbeitskraft des Sklaven erschöpft, so konnte der Herr ohne weiteres denselben seinem Schicksale überlassen; er war Herr über Tod und Leben des letztern. — Die Sklaverei hatte eine große Ausbreitung und galt als etwas Selbstverständliches, Natürliches. Wir finden dieselbe nicht bloß bei wilden, ungebildeten, sondern auch bei den gebildetsten Völkern des Altertums, den Römern und Griechen, die sie gebilligt, und deren Rechtmäßigkeit philosophisch zu begründen suchten. Selbst ein Aristoteles findet die Sklaverei für notwendig, weil ohne sie kein richtiges Hauswesen bestehen könne, und hält sie für rechtmäßig, weil ein Teil der Menschheit nur zum Gehorsam, nicht zur Einsicht befähigt, und von Natur aus dazu bestimmt

<sup>5)</sup> Röm. 10, 14. 15.

ist, Sklave zu sein, der seinem Herrn gegenüber keinerlei Recht besitzt. Der Herr soll ihn allerdings human behandeln, wenn er aber das Gegenteil tut, so tut er ihm damit kein Unrecht. 1)

Erst das Christentum, die Religion der wahren Menschlichkeit, hat Hand angelegt, das Verhältnis der Unfreien zu den Freien, welches Jahrhunderte hindurch bestand, bedeutend zu mildern, bezw. den Sturz dieses furchtbaren Instituts der Sklaverei herbeizuführen. Erst die christliche Liebe, nach welcher kein Ansehen der Person gilt und nach welcher die christliche Liebe allen Menschen ohne Unterschied zugewendet werden müsse, hat erwähntes Institut innerlich gebrochen, indem sie die Gleichstellung der Unfreien mit den Freien sowohl in religiöser Beziehung, als auch in bezug auf die christliche werktätige Liebe ausrief. Daher konnte mit dem christlichen Grundsatze, der heidnische, nach welchem der Sklave keine Person, sondern nur ein Werkzeug, eine Sache, gleichsam ein (getrennter) Teil des Körpers des Herrn war, nicht länger nebeneinander bestehen. Selbstredend konnte die Sklaverei nicht mit einemmal aufgehoben werden, weil dieselbe mit der heidnischen Gesellschaftsordnung, die selbst noch in ersten christlichen Jahrhunderten fortbestand, innerlich verwachsen war. Eine plötzliche Umgestaltung der Unfreien mit den Freien hätte notwendig einen Umsturz der bestehenden Ordnung herbeigeführt, andererseits hätte man auch das Christentum als eine revolutionäre Macht betrachten können, darum schritt die christliche Kirche nicht plötzlich zur Aufhebung der Sklaverei vor; zudem hatte sie ja mit äußern, wie mit innern Feinden mächtig zu kämpfen. Jedenfalls ist es ein großer Verdienst der Kirche, daß sie von allem Anfang an mit aller Kraft darauf drang, den Sklaven mit christlicher Liebe entgegenzukommen, und diese darauf hinwies, ihre Stellung in christlichem Dpfersinn aufzufassen; sie betrachtete die Freilassung der Sklaven als ein gutes, verdienstvolles Werk. Indem jedoch im Laufe der Zeit das Christentum immer mehr seine sittigenden Flügel ausbreitete, bezw. zur Herrschaft gelangte, war die christliche Kirche allzeit bestrebt, die Sklaverei auch äußerlich zu brechen; diese milderte sich zur sog. Leibeigenschaft, d. h. zu demjenigen Verhältnis, in welchem die wesentlichen Menschenrechte durchaus nicht mehr verkümmert waren, sondern der Leibeigene als eine mit allen Rechten ausgestattete Persönlichkeit auftritt. Jedoch stand der Leibeigene in einem derartigen Dienstverhältnisse, zu seinem Herrn, daß er dessen Dienst unter keiner Bedingung und in keinem Falle verlassen konnte, es sei denn, daß der Herr selbst ihn frei gab. Er erhielt von seinem Herrn den Unterhalt, aber keinerlei Vergütung, Lohn für seine Dienste. Dies Verhältnis war selbstredend noch kein normales, und wurde dieses erst dann erreicht, nachdem der Zwang der Leibeigenschaft hinweggefallen, d. h. das Verhältnis zwischen Herrn und Diener ein freies geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

### Sechs Wochen im Schwefelbad zu Stolypino.

Seit vielen Jahren quälte mich der sogenannte Schreibekrampf, der mitunter so stark auftrat, daß ich nicht über 5 Minuten die Feder in der Hand halten konnte ohne heftige Schmerzen, die sich dann schnell so sehr steigerten, daß die Feder der Hand entfiel. In den letzten Jahren hatte ich mir auch einen ersten Rheumatismus zugezogen, der das rechte Bein zu seinem Lieblingsitz gewählt hatte, in dem er oft so sehr wütete, daß ein furchtbares Zittern die Glieder ergriff, und ein am ganzen Körper hervorgebrochener kalter Schweiß alles überfloß. Da eine gründlich vorgenommene Kur nach Vater Kneipp die Lage nur verschlimmert hatte, folgte ich schließlich dem Räte einiger guter Bekannten und konsultierte einen Arzt, obwohl ich fast gar keine Hoffnung hatte, aus der lateinischen Küche Lebenswasser schöpfen zu können; denn ein Beherleiden, das ich viele Jahre bei den Ärzten herumtrug, ließ mich einen ziemlich klaren Blick in deren professionellen Weisheitsreichtum werfen, der nicht selten von Kindern der eigenen Familie geradezu weggeleugnet wird.

Ich mußte mir aus der Apotheke eine ziemlich große Portion Schwefelblüte holen und von derselben viermal täglich einen Viertelteelöffel einnehmen, was zur Folge hatte, daß mein ganzer Körper nach ungefähr drei Wochen einen unangenehmen Schwefelgeruch verbreitete, so sehr war allmählich die Arznei in Fleisch

und Blut eingedrungen; mein fürchterlicher Rheumatismus aber . . . . . war schlimmer als zuvor.

Gehen Sie nach Stolypino, sagte mir ein alter Bekannter, seine Schwefelbäder werden Sie von Ihren Leiden befreien und Ihnen wieder Ruhe verschaffen. Die Schmerzen, die immer häufiger auftraten, waren oft so stark, daß ich bereit war, mich jeder Kur zu unterziehen, wenn auch nur ein altes Weib ihm Heilkräft zusicherte. Ich nahm mir deshalb vor, zu den ersten Badegästen des Kurjahres 1904 in Stolypino zu gehören; mußte jedoch meine Reise verschieben, weil der kalte Mai durchaus nicht geeignet war für warme Bäder. Als die Sonne mit dem Juni Monat anfang, die letzten Spuren des Winters zu vertreiben und den Hundstagen Zutritt zu verschaffen, eilte ich an die Gesundheitsquelle.

Begleitet von einem lieben Reisegefährten brachte mich der Fuhrmann gegen 1 Uhr auf das der Bahn gehörige Überfahrtschiff, das uns Zeit genug ließ, die Wolga und ihre Umgebung bei Saratow sowohl in ihrer Schönheit, als auch von ihren weniger anziehenden Seiten zu überschauen; denn erst nach 2 Stunden wurde das erste Signal zur Abfahrt gegeben. Nach einer Viertelstunde folgte das zweite und endlich auch das dritte, nach dem sich der Dampfer langsam gegen die Strömung wendete, um durch die schnelle Bewegung seiner stark beschaukelten Räder hinüber getrieben zu werden an das Ufer der Wisenseite, wo auf einer sandigen Landzunge der Eisenbahnzug bereits auf uns wartete. Jenseits des Flusses wurden wir in gaistigem Schlamm und grünlichem Schilfe unversehrt ausgesetzt. Unser Landungsplatz hatte nicht wenig Ähnlichkeit mit den Ufern der Gewässer und Flüsse, die der entsetzliche Fuhrmann Charon, mit Stange und Segel den geflochtenen Rahn fortbewegend, beherrscht. Nachdem wir noch eine ziemlich lange Strecke Saharands gestampft, kamen wir ganz ermüdet zum Zuge, der uns in seinem Bauche von den Strapazen ausruhen ließ.

Nachdem alles vom Schiffe dem Zuge übergeben war, setzte sich dieser in langsame Bewegung und bummelte dem Bahnhofe von Pokrowsk zu, um dort die vorgeschriebene Abfahrtszeit abzuwarten.

Die Sonne stand bereits tief am Horizonte, als unser Bummelzug sich anschickte, die Reise in die Steppe anzutreten und die ungeduldigen Passagiere ihrem Ziele zuzuführen. Als er sich mit seiner vollen Geschwindigkeit vorwärts bewegte, glaubte ich aus dem Geräusch, das er dabei hervorrief, fort und fort die Worte zu hören: Das geht ja schnell genug! Das geht ja schnell genug! Mein Reisebegleiter, dem ich diese Beobachtung mitteilte, lachte zwar herzlich auf, meinte aber nach längerer Pause, daß man dem Geräusche alle möglichen Worte unterziehen könne. Ihm dachte, als spreche der Zug: Wir eilen schnell dem Ziele zu, wir eilen schnell dem Ziele zu.

Alle Stationen wurden mit langem Besuche geehrt, die den Passagieren Zeit genug gewährten, das wenige, das solche Steppeinstationen bieten, genau anzusehen. Gewöhnlich sieht man einige verschnappte Brüder, deren Kojim oft sehr mangelfast ist, den Beweis für die Bewegung der Erde liefern. Wenn ich solche Bilder sehe, erinnere ich mich immer an B. Kauschenegger, der in hübscher Mundart singt:

Der Pippl sitzt bei 'm Adlerwirt scho' zeit' in der Fruah;  
Er schnabeliert a' Mordstrumm Brot und trinkt an' Schnaps dazua.

So oft er trinkt, verdraht er d' Aug'n und schluckt und grohnt und schmalzt —

Alt'rat als wia an alta 'Hah', wenn er am Moosgrund balzt.  
Gar fleissi' schleckt der Pippl furt — bald is dös Glasi leer;  
Alt' haut er 's nei' in' Tisch und schreit: Bringts no' a' Stampel her!

Da kimmt der Lehra g'rad' des Wegs — der ruast 'n Pippl o':  
Was is denn dös? Scho' wieda Schnaps? Wie ma' dös macha ko!

Da Schnaps, der richt' Di' g'wiß no' 'z' Grund, i' sag' Dir 's positiv!

Wie ma' nur so was saufe mag — a' so a' schlechtes G'füß!  
Da lacht der Pippl, tuat an' Schluck und sagt: Oh', spar Dei' R. d'!

An' schlechten Schnaps! — was wißt denn Des — an' schlechten Schnaps gib't's net!

1) A. Stöckl, Geschichte der Philosophie, I., S. 148.

Weiterhin sieht man kleinrussische Bauermädchen und Frauen in ihrer malerischen Tracht, die Passagiere angafften und Maulaffen verkaufen. Auch deutsche Bauern zeigen sich auf der Bahnsteige, durch Bammelrohre aus Pfeifenköpfen den Rauch eines abscheulichen Krautes ziehend. An diesen Anblick ist man schon so sehr gewöhnt, das man versucht sein könnte, Mann und Instrument als ein unzertrennliches Ganze anzusehen. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn der Russe erzählt: Als Gott die Welt erschuf, saß der Deutsche schon auf dem Baune und rauchte seine Pfeife.

Die rosige Aurora zog bereits am Horizonte herauf, als wir der Endstation unserer Reise — Zerschow — uns näherten. Kaum hatten wir den Wartesaal betreten, als eine tiefe Bassstimme in denselben hinein rief: Ist jemand hier, der nach Stolypino zu gehen wünscht? Außer mir und meinem Gefährten meldeten sich noch drei Passagiere, die, gleich uns, dem Führer zum Einkehrhose folgten. Während wir die Zeit vergnügt bei der Teemaschine zubrachten, bereitete man zwei Troika, die uns nach dem Schwefelbad in Stolypino, das von Zerschow etwa 30 Weist abliegt, bringen sollten. Auf die Meldung, daß die Pferde auf uns warten, eilten wir einzusteiigen, um schnell vorwärts zu kommen; leider war das Stangenpferd unserer Troika, die der Ausfahrt zunächst stand, störrig, und retirirte dem hinter uns liegenden Stalle zu.

Mein Reisegefährte, Jegor Michailowitsch Rez, dessen Lebensaufgabe es ist, der Jugend Weisheit einzurichten, und der deshalb bei russischem Ernste gerne philosophischen Erwägungen nachhängt, meinte, als es anfang, bedenklich zu werden, daß wir absteigen sollten, trotzdem der Fuhrmann uns mit *ничего* tröstete. Der Erhaltungstrieb hatte auch in mir diesen Entschluß reifen lassen, und als die Gefahr sich noch steigerte, sprangen wir beide ab. Der Wagen fiel wirklich um, und der Fuhrmann wurde zwischen die Pferde geschleudert; alles jedoch endete mit *ничего*.

Nachdem alles wieder in Ordnung gebracht war, unsere Troika sich endlich bewegen ließ, vorwärts zu gehen, stiegen wir, wenn auch etwas ängstlich, wieder auf, und pfeilschnell ging es nun durch das Dorf in die Steppe hinein, bis der Übermut etwas Gefühl war und das regelmäßige Tempo einschlug.

Nach ungefähr 3 Stunden passierten wir das Dorf Stolypino am rechten Ufer des Flüsschens Kuschum, von wo aus wir das reichbesagte Schwefelbad am linken Ufer übersehen konnten. Brücken gibt es hier nicht, es geht durchs Wasser, das glücklicherweise nicht über 8—10 Werchow tief ist, so daß man gewöhnlich mit einer leichten Besprengung, die die Pferde besorgen, davon kommt. Hat man das linke Ufer glücklich erreicht und eine kurze Strecke zurückgelegt, so geht es durch ein über und über besagtes Triumphor mit der Überschrift „*Добро пожаловать!*“ (Willkommen!) Noch einige Schritte, und die Troika hält vor dem Comptoir der Badeanstalt. Wir stiegen ab, traten ein, und ließen uns, nachdem der Verwalter uns einige praktische Winke gegeben, eine Wohnung anweisen, die wir jedoch später auf eine bessere vertauschten, welches Pädikat nur relativ aufzufassen ist, denn schlecht genug war auch diese Wohnung, wie wir später hören werden.

Um 10 Uhr machte ich mich, versehen mit einer Eintrittskarte, auf zum Arzt der Anstalt, der mich nach einem strengen Examen in die Zahl derjenigen Patienten aufnahm, die die Kur im Verlaufe von 40 Tagen am strengsten durchzumachen haben; denn er fand bei mir außer Rheumatismus und Schreiberkrampf auch starke Herzverfettung, die nach medizinischer Theorie böse Folgen haben kann.

In meine Wohnung zurückgekehrt, eilte ich mit Jegor Michailowitsch Rez an die berühmte Wunderquelle des hl. Nikolaus, füllte ein Wasserglas zur Hälfte, und trank es in kurzen Zügen, wobei ich mir alle Mühe gab, ein behagliches Gefühl zum Ausdruck zu bringen, weil mein Gefährte während dieser Prozedur sein volles Auge auf mir ruhen ließ. Ich füllte nun das Glas bis zum Rande und reichte es ihm. Er nahm einen kräftigen Zug, den er aber sogleich wieder ausspie mit der Bemerkung: Das schmeckt und riecht abscheulich.

Es ist sehr schwer, eine genaue Beschreibung seines Geschmacks zu geben; ich glaube aber, nicht weit irre zu gehen, wenn ich sage, daß es schmackhaft sei wie stark gesalzenes Wasser, dem ein gründlich verfaultes Ei gut beigemischt ist. Von diesem Wasser 40 Tage hindurch täglich 3 Glas zu trinken, dem hie und da zur Verstär-

kung Karlsbader Sprudelsalz zugefetzt werden mußte, hat mir der Arzt verordnet. Schöne Aussicht!

Um 4 Uhr trat Jegor Michailowitsch Rez seine Rückreise an. Ich hatte nun Zeit und Muße genug, mir alles anzusehen, und die Bekanntschaft wenigstens eines Theiles meiner Mitpatienten zu machen.

Für die Kurgäste sind außer einem ziemlich geräumigen Kurssaal, der allen zur Verfügung steht, und einem großen Gebäude, in dem die Bannen genommen werden, einige größere Gebäude vorhanden, fast alles aus Brettern aufgeführt, von denen ein großer Teil nur gegen die Sonne, nicht aber auch gegen den Regen schützt. Außerdem gibt es noch Landhäuser für zwei und mehrere Familien. Einige darunter haben Blechdächer und gewähren deshalb bessern Schutz gegen die Elemente. Ich bewohnte eine Nummer im Archiereiski Korpus, bestehend aus einem Zimmer mit einem dunkeln Anhängel und einem Vorzimmer, alles aus Brettern, die im Innern ehemals mit Papier überklebt waren. Fußboden, Zimmerdecke, Fenster und Türe waren recht luftig und hatten wohl noch nie die Bekanntschaft mit Farbe gemacht, dafür aber bekamen sie vom reichlich vorhandenen Schmutz einen grauen Anstrich, der auf dem Fußboden um so stärker hervortrat, weil in gewissen Zwischenräumen der Schmutz mit nassen Lumpen gleichmäßig eingerieben wurde, was man Fußbodenwäscen nannte. Für diese Wohnung hatte ich monatlich 50 Rubel zu zahlen. Wie es da aussieht, wo man nur 30 Rubel zahlt, läßt sich leicht denken.

Die ganze Einrichtung des Schwefelbades ist sehr mangelhaft, und verlangt große Auslagen, wenn es auf die Stufe eines guten Kurortes, worauf das mineralische Wasser ohne Zweifel Anspruch machen kann, gebracht werden soll. Außerdem verlangt es eine gute rechtmäßige Verwaltung, die ihren Blick mehr auf die Zukunft richtete, und nicht bloß augenblicklich gute Einnahmen sucht. Wenn für die Kurgäste nicht mehr Bequemlichkeit geschaffen wird, als es jetzt der Fall ist, dann wird die traurige Erscheinung der steten Abnahme der Kurgäste das Bad schnell der Vergeßlichkeit zuführen. Wenn ein Kurgast im Verlaufe von 40 Tagen gegen 400 Rubel Auslagen hat, und man ihm eine elende Wohnung, einen Tisch, der unter aller Kritik steht, kurzum alles, worauf er Anspruch machen kann, möglichst schlecht bietet, wird er bei seiner Abreise den festen Vorsatz machen, nie wieder dahin zu gehen, obwohl er an vielen Patienten sah, daß Rheumatismus und apoplektische Lähmung glücklich geheilt werden können.

Das Wasser enthält außer Salz und Schwefel noch viele andere Bestandteile, die wohlthunend auf den Organismus einwirken, sowohl durch die Bannen, die täglich warm verabreicht werden, als auch innerlich genommen. Stärker als die Salzschwefelbannen sollen die Schlammäder wirken, die darin bestehen, daß man den Schwefelbannen Schlamm beifügt, den man aus einem Salzteiche hierher bringt.

Blutarme trinken Kumys und eisenhaltiges Wasser, das eine Quelle circa 3 Weist aufwärts am Ufer des Kuschum liefert.

Im Archiereiski Korpus wohnten außer mir die Familie Wolkow aus Petersburg, die Familien Friedrich und Jakob Kwätkowski, und die Familie Wormsbecher aus Rownoje, der Verwalter des Landgutes Mariwka der Fürstin Tschervanow, Tomajchaitis, und die Familie Andrei Andrejewitsch Schmidt aus Balakowo, die alle hierher kamen mit der süßen Hoffnung, ihre Leiden hier zu lassen. Das ziemlich eintönige Leben, in das auch die oft sehr originelle Musik der Familie Schwarz nicht viel Abwechslung hineinzugetragen vermochte, gestaltete sich im Kreise dieser Patienten etwas munterer. Da außer mir auch noch einige Damen waren, bei denen der Arzt Herzverfettung feststellte, wurden auf sein Anraten von Zeit zu Zeit größere Spaziergänge unternommen, denen sich immer auch Herren anschlossen, die mit diesem Liden nicht behaftet waren; leider wollte weder das Wasser, noch auch die ermüdenden Gänge wohlthätig einwirken, so daß die Modistinnen kaum viel Arbeit bekommen werden im Einnähen der durch die Kur zu weit gewordenen Kleider, obwohl man nicht selten die Behauptung hörte, daß die Herzverfettung zurückgehe, und der Arzt fleißig mit der Apotheke nachhalf.

Vor einigen Jahren erzählte mir ein Herr, daß an den Ufern des Kuschum, unterhalb der Schwefelquellen, schwefelhaltiges Salz in großer Menge vorhanden sei, das weithin einen unangenehmen

Geruch verbreite, daß der Wasserpiegel der drei Salzteiche, die die Schlammblätter abgeben, sich immer gleich bleibe, und der Wärmegrad des Schlammes an tieferen Stellen bedeutend höher sei als der des Wassers.

Eines schönen Tages kamen ich und Herr Schmidt überein, nach dem Mittagessen, das gewöhnlich um 1 Uhr gegeben wurde, einen Gang an diese Teiche zu machen. Wir erkundigten uns über Lage und Entfernung und wurden in unserem Vorsatze bestärkt, als man uns berichtete, daß der nächste Teich nicht über 3 Werst entfernt sei.

Es war ein sehr heißer Nachmittag, und kein Lüftchen wehte Kühlung zu. Wir versuchten deshalb Frau Schmidt von ihrem Vorsatze, uns zu begleiten, abzubringen, weil wir fürchteten, daß sie bei ihrer starken Beleihtheit von der Hitze zu leiden haben werde. Wir mögen ihrretwegen unbesorgt sein, entgegnete sie uns, sie werde sich schon zu helfen wissen. Ohne uns etwas mitzuteilen, hatte sie eine Fuhr bestellt, die nachkommen sollte, um im Falle der Not auszuweichen.

Versuchen mit Schirmen machten wir uns auf den Weg. Ungefähr 2 Werst legten wir unter munterer Unterhaltung zurück. Weiterhin wurde die Unterhaltung einsilbig, und allmählich stellte sich das Verlangen ein, am Ufer des Flusses auf grünem Rasen auszuruhn; denn die Hitze war fast unerträglich geworden, und drückte unsere alten Glieder gewaltsam nieder. Ein Tatar, der unweit Kälber auf die Weide trieb, teilte uns mit, daß wir höchstens noch eine halbe Werst von den Teichen entfernt seien. Mit frühem Mute schickten ich und Herr Schmidt uns an, den Weg fortzusetzen, während Frau Schmidt erklärte, hier unsere Rückkehr abzuwarten. Kaum hatten wir aber unser Ziel erreicht, als auch sie auf ihrer Fuhr nachkam.

Der Leser wird nun fragen, wie es sich mit den schwefelhaltigen Salzblöcken am Kuschum und der Verschiedenheit der Temperatur der Teiche verhalte.

Weder das eine noch das andere beruht auf Wahrheit. Das Flüsschen Kuschum und die drei Salzteiche unterscheiden sich von gewöhnlichen Flüsschen und Teichen nur durch ihr reichhaltiges Salzwasser und sind nicht die einzigen Repräsentanten; denn in jener Gegend, die auf weite Strecken hin überreich an Salpeter ist, finden sich noch viele Teiche, die diesen an Salzgehalt nicht nachstehen. An ihren Ufern wächst eine stark salzhaltige Pflanze, die von den Bauern Hinkelsfuß genannt wird, weil sie eine gewisse Ähnlichkeit damit hat.

In jener Gegend befindet sich auch ein großes Lager feuerfesten Lehms, dem man leider noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat, obwohl er einen großen Reichtum in sich birgt; denn ein feuerfester Ziegelstein wird immer noch mit 8 Kop. gezahlt.

Nachdem wir uns gut ausgeruht und eine kleine Erfrischung zu uns genommen hatten, machten wir uns auf den Heimweg, und zwar ich und Herr Schmidt zu Fuß, Frau Schmidt aber auf ihrem Rodwehikel. So ging es ungefähr 2 Werst, als Herr Schmidt über große Müdigkeit klagte und mich aufforderte, mit ihm zusammen rückwärts auf der Rückseite des Wagens Platz zu nehmen. Ich hätte mich zwar lieber auch weiterhin Schusters Rappen anvertraut, weil es aber meinem Begleiter schwer fiel, den Marsch fortzusetzen, er mich aber auch nicht allein lassen wollte, so folgte ich seiner Aufforderung, jedoch mit der Bitte, auch fernerhin die Pferde nur langsamen Schrittes gehen zu lassen; denn ich schenkte dem Wagen überhaupt wenig Vertrauen, noch weniger aber dem rechten Hinterrad, über welchem ich Platz genommen hatte, jedoch so, daß ich im Falle eines Unglücks auf die Füße zu stehen kommen mußte. Als der Zickzack, den mein verdächtiges Rad deutlich dem Staub einprägte, immer größer wurde, teilte ich meine Besorgnis meinem Nachbar mit, weil er den Fuhrmann zu schnellerem Tempo angeeifert hatte. Da, wir hatten soeben ein Gräbchen passiert, neigte sich meine Seite langsam zur Erde, stellte mich auf die Füße, bereitete Herrn Schmidt eine kleine Rutschpartie und brachte die Pferde zum stehen. Die plötzliche Veränderung der Ordnung rief aller Aufmerksamkeit wach, die ihren Ausdruck im Kopfwenden nach meinem früheren Sitze hin fand. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß mit den Passagieren kein Unglück passiert, folgte ein herzliches Lachen über das Abenteuer, so uns auf unserer Forschungsreise im Schwefelbade zu Stolypino widerfahren. Wir hatten

nur wenige Schritte zum Dorfe, wo wir unter großer Heiterkeit uns bei der Teemaschine ausruhten.

In meiner letzten Kurwoche kam auch ein Photograph, der überall seine Dienste anbot. Einige Gruppen, die er aufgenommen, fanden Beifall. Er machte deshalb auch den Versuch, eine Gruppe der Wohlbeleibtesten des Kurortes aufzunehmen, machte aber gründliches Fiasko, weil er, wie es scheint, mit der Optik zu wenig vertraut war. Ein großer Berg, der, von der Ferne gesehen, recht romantisch aussieht, scheint, wenn man ihm näher kommt, noch größer aber auch gestaltloser, wovon der Photograph keine Kenntnis zu haben schien. Er hat wahrscheinlich immer nur normale Leute photographiert.

Der Tag der Abreise war endlich herangekommen. Herr Tomaschaitis, dessen Gastfreundschaft ich für einige Tage in Anspruch nehmen wollte, war so freundlich, mir eine Troika zu schicken, die mich unter vielen Glückwünschen der Kurgäste schnell davon trug. Peregrinus.

### Ein neuer Weg zum Schwarzen Meer.

(Schluß.)

In ihrem Gesuche schreibt die Stadtverwaltung: „Wie aus dem Briefe des Bevollmächtigten von Salz-Fein, Herr Rabinowitsch, auf den Namen der Stadtverwaltung zu ersehen ist, werden im Reichsrat in nächster Zeit zwei Eisenbahnprojekte zur Prüfung vorliegen, denen zufolge die eine Linie von Zarewo-Konstantinowka der Zekaterinoslawer Bahn über die Station Reichenfeld bis zum Hafen „Skadowst“, und die andere von eben demselben Zarewo-Konstantinowka über Melitopol nach dem Hafen „Chorli“ gehen soll. Infolgedessen hat man der Stadtverwaltung, die den Wunsch äußerte, daß die Bahn Melitopol durchziehe, eine diesbezügliche Mitteilung zugehen lassen, damit dieselbe ihrerseits mit der Vorstellung wegen der einen oder anderen dieser Bahnlinien, betreffend deren Richtung über Melitopol, einkomme, und für welche zur Hebung der Stadt im Sinne des ökonomischen Wohlstandes letzter Umstand von ungeheurer Bedeutung ist, andernfalls aber, wenn die Linie zur Seite abgelenkt wird, die Stadt mit dem gänzlichen Verfall in dieser Hinsicht bedroht ist. Obgleich es für Melitopol nicht ganz gleich ist, zu welchem von den beiden Häfen des Schwarzen Meeres die Bahn gebaut wird, so besteht die Hauptsache doch darin, daß die Eisenbahn ihre Richtung unbedingt über Melitopol nehme. Der in dieser Sache interessierten Partei muß natürlich die Frage über den Vorteil dieses Unternehmens bei Berücksichtigung des einen oder anderen Hafens zur Entscheidung anheimgestellt werden; ihre eigenen Vorteile verfolgend, erwägen selbe alle Chancen für und gegen den einen oder anderen der Häfen. Von dem Standpunkt ausgehend, daß im allgemeinen der Zweck der Eisenbahnen, als vervollkommenetstes Verkehrswesen, die Verbindung von Handelspunkten sein soll, so wäre der Wunsch der Melitopoler Stadtverwaltung, ihre Stadt in das Netz neuer Eisenbahnen einzureihen, ein völlig gesetzmäßiger, und dieses umso mehr, weil es die Stadt Melitopol an ihrem eigenen Beispiele erfieht, wie un bequem eine solche Abweichung von diesem Grundsatz ist. Der Wartesaal der Losowo-Sewastopoler Bahn könnte an der äußersten Grenzmarke der Stadt aufgestellt sein, aber aus unbekanntem Ursachen wurde die Station nicht einmal an dem Punkte, wo die Bahnlinie der Stadt am nächsten liegt, erbaut, sondern viel weiter davon entfernt, so daß zwischen Melitopol und dem Bahnhof eine Entfernung von 3 Werst liegt. Wie viel diese drei Werst der Bevölkerung und Handelsklasse zu stehen kommen, kann man in dem zu Hunderttausenden betrieblos ausgeworfenen Gelde für doppelte und dreifache Überzahlung beim Überführen der Ware, Verkehr der Passagiere u. s. w., berechnen, dabei nicht einmal das Gebäude für Zufahrtswege gerechnet, welches hätte sein oder auch nicht sein brauchen, oder eine Länge von nicht mehr als 100—200 Faden haben könnte.“ Auf die sich anhäufende Schuldenlast und Anforderungen an die Stadt, sowie auf deren unausbleibliche wirtschaftliche Krisis hinweisend, falls die Warenladung künstlich nach Reichenfeld überführt wird, und das natürlich in dem Falle, wenn das Projekt der Skadowsthen Linie bestätigt wird, fährt die Stadtverwaltung fort: „Besteht hierin vielleicht die Notwendigkeit vom Gesichtspunkte des Reiches betrachtet? Gewiß nicht, und nicht nur von diesem Gesicht-

punkte aus, sondern einfach auch in wirtschaftlicher Hinsicht, denn für ein Reich, das auf all der großen Weite seiner Grenze ein einzig Ganzes bildet, gibt es kein Interesse, den Wert eines Punktes auf Rechnung eines andern zu vergrößern. Bei einem solchen Tausche der Preise vergrößern sich nicht die Aktiva des allgemeinen Wohls, sondern werden nur von einem Punkte zum andern herumirren, weil sie unter sich keine Haltbarkeit haben. Die Vereinigung der Bahnknoten in den bereits bestehenden Zentren, die alle Chancen für die weitere Entwicklung bezw. für den größeren Aufschwung besitzen, wie als solche Melitopol erscheint, gibt unter anderem einen ungeheuren Anhaltspunkt zur Bildung einer starken Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung. Und Melitopol hat, dank seiner Lage als Kreisstadt, alle Vorrechte, um solches auszunützen, und somit das Recht, auf eine besondere Aufmerksamkeit bezw. Fürsorge seitens der Regierung Anspruch zu machen, denn im Interesse der letzteren liegt es ja, daß die von ihr errichteten Städte aufblühen, nicht aber verfallen, wie sich auch kein Interesse ergeben dürfte, in der Steppe künstliche Handelspunkte zu schaffen. . .

Wie zu ersehen ist, hat sich aus den der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellten Papieren erwiesen, daß in der Kommission, bei Durchsicht der beiden Eisenbahnprojekte, der Linie vom Hafen Skadowst nach Zarewo-Konstantinowka über Reichenfeld der Vorzug gegeben wurde; gegeben wurde er aus dem Grunde, weil die Botschafter dieser Linie es verstanden haben, die Kommission zu überzeugen, daß, wenn man die Bahn nach Melitopol richtet, dieselbe über einen Rayon gehe, der salzmorastiges, unbrauchbares Land habe, spärlich bevölkert sei und deshalb für eine Eisenbahn kein Bedürfnis habe. „Diese Behauptung ist vollständig unrichtig; man darf absolut nicht die Karte besagter Gegend kennen, wenn man auf solch schwankendem Boden sein Urteil damit bekämpfen will.“. . . Dabei stehen bleibend, wo und wie sich die Salzmoraste ausbreiten, fährt die Stadtverwaltung fort: „Gerade so verhält es sich auch mit der Behauptung, als würde die Bahn Chorli-Melitopol durch eine schwach bevölkerte Ortschaft gehen, geben wir auch letzten Fehler zu, so ist derselbe nach Meinung der Stadtverwaltung doch nicht stichhaltig, weil eine Bahn vor allem der Ware halber und nicht mit der Berechnung den Passagierverkehr zu heben, erlaubt wird. Die Richtung der Eisenbahn nach Melitopol ist nicht nur im Interesse der oben angeführten Umstände wünschenswert, sondern auch darum, weil durch die Anlegung der Linie von der Station Reichenfeld aus, weiter nach oben hin, dieselbe dann dem natürlichen Wege — dem Flusse „Dnjepr“ — näher gerückt wird, auf welchem man das Getreide nach Odessa verschifft, das auch seinen eigenen Frucht-rayon hat und daher keine Eisenbahn benötigt.“ Weiter berührt die Stadtverwaltung vorübergehend die Frage bezüglich der Eigenheiten des einen und anderen der Häfen, „Natürlich“, — sagt sie — „bei all diesen Berechnungen wäre zu wünschen, daß der Punkt für Empfang der Ware seiner Bestimmung durchaus entspreche, d. h. daß er hinlänglich tief und umfangreich und als ein bequemer Ort vor den Meeresswogen geschützt sei, überhaupt, daß derselbe nach Möglichkeit ein Punkt wäre, der nicht zugefroren und sich ganz in der Nähe von Abstellstellen befindet. Gerade als auf einen solchen Punkt weist die Presse auf Chorli am Kimitischen Meerbusen hin, der sich auch näher zum Ausgange ins offene Meer befindet, was aber die Hauptsache dabei ist, so friert dieser Hafen niemals zu, und die Schifffahrt wähet somit daselbst das ganze Jahr.“

Am Schlusse ihrer Bitte sagt die Stadtverwaltung: „In Erwägung all dieser Aufstellungen muß man sagen, daß eine Eisenbahn vom Donez-Bassin zu einem der Schwarzmeer-Häfen stets als ein tägliches Bedürfnis befunden ward und zwar als ein Mittel zur Vorbeugung oder wenigstens zur Erleichterung der sich immer mehr und mehr fühlbar machenden Kohlenkrise, da diese Bahn für die Ausfuhr der Donezischen Steinkohlen einen neuen Ausgang zur Verdrängung der ausländischen und, im Falle politischer Verwicklungen, zur Benutzung für den innern Verkehr mit größter Leichtigkeit schaffen würde. Auch die Getreidemasse sucht sich einen immer mehr zugänglichen, freieren und größeren Ausweg. Dank der ungenügenden Zahl der bereits schon vorhandenen Eisenbahnen im allgemeinen, dem Mangel an Rollmaterial, dem Abhandensein von Linien in Ortschaften, die diese am meisten bedürfen, wie z. B. jener Fruchtbezirk, der als Gegenstand der Bewerbung zum Bau der Eisenbahn seitens zweier Unternehmer dient, sind die Getreideanhäufun-

gen bei uns zu einer schleichenden unvermeidlichen Erscheinung geworden. Diese Aufstellung kann augenscheinlich bewiesen werden, wenn man das Schema der wahrscheinlichen Entfernung vom Donezischen Steinkohlenrayon bis zu den Häfen Chorli oder Skadowst betrachtet. Wenn als Ausgangspunkt die Station Melitopol der Ljowo-Sewastopoler-Bahn genommen wird, so sehen wir, daß die Länge der Bahn von Melitopol bis Theodosia 255 Werst beträgt, bis zum Hafen Chorli aber 176, d. h. um 79 Werst weniger. Aus letzterem Umstand ergibt sich für den Warenabsender bei Überfahrt des Getreides ein Vorteil von circa drei Kopeken pro Pud, was die Getreidehändler verlocken wird, das Getreide auf dieser Seite, folglich, teilweise auch nach Melitopol zu verladen, und zwar weil dieser Vorteil den Erzeugern des Getreides — den Landwirten zu gute kommen wird.“. . .

Zu dem hier Gesagten muß noch hinzugefügt werden, daß, wenn es für den Dnjeprischen Kreis fast ganz gleich ist, wie die Bahn gebaut wird, ob von Reichenfeld oder Melitopol aus, dies für den Kreis Berdjansk bei weitem nicht einerlei ist. Die Entfernung Groß-Totmat-Melitopol ist fast doppelt so groß, als diejenige Groß-Totmat-Reichenfeld. Auch bestreicht die Bahn im ersten Falle eine größere Anzahl Dörfer und die besten bebauten Länderstriche im Tale des Flusses Wolotschna. Die meiste Fracht welche bis jetzt per Achse nach Melitopol abgefertigt wurde, muß diese Ortschaft geben. Mit welchem Interesse muß nicht das Landamt sonach, selbstredend, für die Bevölkerung des Kreises Berdjansk eintreten!

Die Lösung der Frage, welchen von beiden Häfen hinsichtlich deren günstigeren Lage bezw. ihres besseren Zustandes der Vorzug zu geben sei, ist ohne spezielle Untersuchung und persönliche Beobachtung nicht leicht ausführbar. In der Presse auf welche sich die Stadtverwaltung in ihrer Bittschrift berief, wurden ganz entgegengesetzte Meinungen aufgezählt. Nach einem geht hervor, daß der Hafen Chorli gut, Skadowst dagegen zu nichts zu brauchen sei, andere aber behaupten gerade das Gegenteil. Auch wurden Stimmen lautbar, die überhaupt gegen Eröffnung dieser Häfen Einwände einlegten, weil man, im Falle politischer Verwicklungen, dieselben für mehr gefährlich, als nützlich erachtet, wobei auf die Stadt Daljni hingewiesen wird, die für uns überflüssig war, den Japanern aber als vortreffliche Basis diene.

Bei Behandlung der Frage über die neue Eisenbahn bezw. die in Rede stehenden Häfen, wurde von dem Hafen in Theodosia nichts erwähnt, oder wenn man auch davon sprach, so wurde doch diese Frage nur vorübergehend berührt, indem man dabei die Interessen dieses künstlich angelegten Hafens, der dann als völlig überflüssig dastehen wird, ganz außer acht ließ. Wenn für Theodosia die Stadt Alexandrowsk und andere kleinere am Njowschen Meere gelegene Häfen jetzt gefährlich geworden sind, weil dieselben bedeutende Warenladungen, von welchen die Gründer bei Anlegung des Hafens in Theodosia träumten, von letzterem abwendig machen, so wird nach Eröffnung des einen der hier erwähnten Häfen bezw. nach Erbauung der zu denselben führenden Bahn Theodosia noch mehr ins Sinken gebracht. Es ist schade, daß die Regierung ein so schweres Geld für diesen Hafen ausgeworfen hat und auch jetzt noch fortfährt, einen ungeheuren Staat zur Verwaltung des Hafens zu unterhalten, was sich der Regierung gegenüber als schwere Bürde fühlbar macht. Natürlich dürfen die Interessen der Bevölkerung nicht mit den Sünden der Erbauer von Bahnen erkauft und der allgemeine Nutzen, Theodosias halber, aufgeopfert werden.“

G. B.

### Der Erdfloh und seine Bekämpfung.

**W**en hat er nicht schon geärgert, dieser freche Zerrörer unserer zarten Saatzpflänzchen und Kohlgewächse! Wäre er durch Verwünschungen zu vernichten, seine Sippe gehörte wahrscheinlich längst zu den vorinsultlichen Tieren. So aber, da er aus all den hinter ihm hereilenden Donnerwettern nichts sich macht, sondern, wie zum Spotte seiner Verfolger, alljährlich durch allerlei Wurzelbäume sich anmeldet und lustig weiter frist und bohrt, werden wir wohl immer und immer wieder von neuem den Kampf gegen ihn aufnehmen müssen.

Der Erdfloh erscheint in der Regel von April bis Juni,

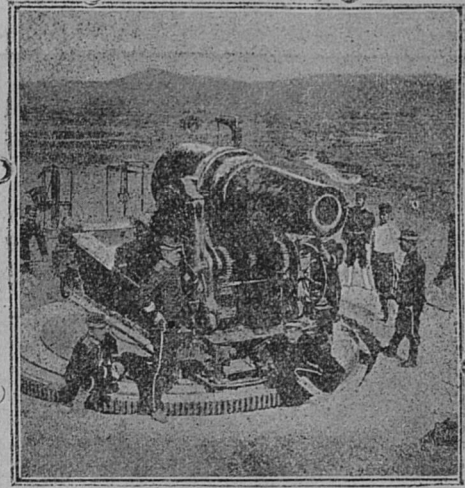
ohne indessen nach dem Kalender sich zu richten. Sobald das erste Grün der Kulturgewächse sich zeigt, ist der schlimme Geselle da, um sein Zerstörungswerk zu beginnen. Wenngleich er mit Vorliebe die verschiedenen Kohlarten befällt, so ist er doch auch auf zahlreichen anderen Pflanzen anzutreffen. Das gilt namentlich auch von dem Kaps- u. Flachserdflö. Es würde wenig Zweck haben, die einzelnen Erdflöhe nach ihren unterscheidenden Merkmalen zu beschreiben. Sie führen alle eine ähnliche Lebensweise und werden bei massenhaftem Auftreten auch alle gleich schädlich. In Europa gibt es mehr als 150 Arten dieses Schädlings. Die Bezeichnung Erdflöhe rührt daher, weil die Tierchen vermöge ihrer außerordentlich kräftig entwickelten hinteren Gliedmaßen (Springbeine) mehr als 80 mal so hoch, als ihre Körperlänge beträgt, springen können. Im übrigen aber hat der Erdflö mit dem bekannten Quälgeist der Menschheit nichts gemein. Er gehört gar nicht zu den Flöhen, sondern zu den Blattkäfern. Also wohl gemerkt, der Erdflö ist ein kleines, springendes Käferlein. Die Körperform der Erdflöhe ist geschlossen, die fadenförmigen, zwischen den Augen eingefügten Fühler erreichen etwa halbe Körperlänge, der Hinterleib ist von den Flügeldecken vollständig bedeckt. Die viergliederigen Füße bilden nach unten eine verhältnismäßig breite Sohle. Die Erdflöhe sind über die ganze Erdoberfläche verbreitet. Die Überwinterung erfolgt zumeist in vollkommenem Zustande, zuweilen aber auch als Larve. Alle Erdflöarten ernähren sich von lebenden Pflanzen, auch ihre sechsbeinigen, etwas gestreckten Larven. Die Schädlinge werden um so gefährlicher, als sie in großer Menge auftreten, außerordentlich beweglich sind und namentlich die Keimlinge angreifen, deren Samenlappen sie zerstören und verzehren. Wegen ihrer Kleinheit ist ihnen überdies sehr schwer beizukommen. Die Weibchen der Käfer legen ihre Eier im zeitigen Frühjahr ab; die Käfer entwickeln sich rasch, so daß die Entwicklungszeit vom Ei bis zum Käfer unter günstigen Bedingungen, wozu besonders trockene, warme Witterung zu zählen ist, kaum sechs Wochen dauert. Es kommen zwei, zuweilen sogar drei Zeugungen vor. Was die Frage nach dem Orte der Überwinterung betrifft, so war man lange Zeit auf Vermutungen angewiesen. Die wenigsten unserer Leser werden den kleinen Liniengut im Überwinterungszustande schon angetroffen haben, und doch ist er mit einiger Sicherheit an Bäumen, die in der Nähe von Gärten stehen, anzutreffen, wo er unter den Rindenplättchen oder in anderen verborgenen Schlupfwinkeln seinen Winterschlaf hält. Wer einen oder einige der Käferchen zur Sehzzeit finden sollte, möge sie einmal anhauchen. Dann wird das Gezücht lebendig und beginnt unbekümmert um die Winterfalte auf der Stelle seine bekannten drolligen Sprünge.

Zur Bekämpfung der Erdflöhe sind zahlreiche Mittel und Mitteldchen empfohlen worden, und es werden alljährlich neue „erfunden“ und als probat angeraten, von denen die meisten aber gänzlich wertlos sind. Manche der neuangepriesenen Mittel rühren offenbar von Leuten her, die sich nicht einmal die Mühe genommen haben, den Erdflö einmal genauer sich anzusehen.

Die besten Fingerzeige für die Unschädlichmachung auch dieses Insektes bietet die Lebensweise desselben. Wie wir oben bereits andeuteten, liebt der Erdflö trockenes Wetter, während er bei anhaltend feuchter Witterung trauert und mehr und mehr verschwindet. Ein gutes Abhaltungsmittel, wobei der Käfer allerdings nicht zugrunde geht, ist daher das häufige Spritzen der Lieblingspflanzen des Schädlings. Um die jungen Pflänzchen dabei vor Nachteil zu bewahren, ist es erforderlich, falls bei heißem Sonnenschein gespritzt wird — und das wird man ja mit Vorliebe tun, weil dann die Käferchen in ihrer eifrigsten Tätigkeit sind — das Gießwasser vorher etwas anzuwärmen. Recht gut hat auch das Bestreuen der befallenen Saat mit Tabaktaub sich bewährt. Weniger gute Dienste tut der Feueruß, den schon unsere Vorfahren gegen die Erdflöplage verwendeten. Immerhin aber ist auch dieses Mittel nicht unwirksam.

Mit besonderer Vorliebe befällt der Erdflö Ackerseñ, Hirtentäschel, Hederich usw. Die Vertilgung dieser Lieblingspflanzen des Erdflöes wären demnach auch ein Bekämpfungsmittel der Schädlinge selbst.

Sehr zweckmäßig dürfte es sein, dort, wo man annehmen kann, daß die Käferchen in großer Zahl überwintert haben, Saat-



**Japanische Kanone,**

durch welche Port-Arthur den meisten Schaden erlitt.

beete für Kohlgewächse, Radieschen usw. nicht anzulegen. Das dürfte durchweg an solchen Stellen der Fall sein, wo im Vorjahre ein massenhaftes Auftreten der Erdflöhe zu beobachten war.

Nicht mit Unrecht wird empfohlen, neben der zu schützenden Saat solche Pflanzen zu ziehen, die eine Lieblingsnahrung der Erdflöhe bilden, wie: Senf, Kresse, Spinat, Salat, Buchweizen, Hirtentäschel usw. Die Erdflöhe ziehen sich alsdann nach diesen Pflanzen hinüber und verschonen die zu schützenden Keimlinge, welche inzwischen soweit heranwachsen, daß die Erdflöhe ihnen weniger mehr zu schaden vermögen. Damit kommen wir zu einem anderen wichtigen Vorbeugungsmittel, das darin besteht, vor allem für eine kräftige Entwicklung der gefährdeten Pflanzen in der ersten Wachstumsperiode zu sorgen. Es ist daher schon bei der Wahl des Bodens für die Ausaat von Kohl, Rüben usw. mit Sorgfalt zu verfahren und ferner durch rechtzeitige und sachgemäße Bodenbearbeitung und Düngung der jungen Saat ein guter Nährboden zu bereiten. Auch ist eine dichte Ausaat bei den Lieblingspflanzen des Erdflöes zu empfehlen, damit auch bei starkem Fraß der letzteren wenigstens ein Teil der Pflanzen durchkomme.

Wie bereits gesagt, lieben die Erdflöhe einen sonnigen, trockenen Aufenthalt, während Schatten und Feuchtigkeit ihnen zuwider ist. Man wird daher gut tun, den Boden nach dem Regen oder Begießen möglichst feucht zu halten, d. h. natürlich, soweit die junge Saat dieses verträgt. Diesen Zweck kann man durch Überdeckung der Beete mit Reisig, Sägepänen, leichten Strohecken usw. erreichen. Selbstverständlich darf dadurch den jungen Pflanzen Luft und Licht nicht in dem Maße entzogen werden, daß eine schädigende Wirkung davon zu besorgen ist. Als trockene Bestreuungsmittel werden neben den bereits genannten Geflügeldünger, Kohlenasche, gebrannter Kalk u. a. empfohlen. Das Bestreuen der jungen Saat mit diesen Mitteln erfolgt am besten nach dem Begießen oder am frühen Morgen, wenn der Tau noch auf dem Pflänzchen liegt. Auch Flüssigkeiten wie Chlorkalklösung, Wermutwasser und dergleichen werden gegen die Erdflöhe angewendet.

Der Erfolg aller dieser Bekämpfungsmittel hängt in erster Linie davon ab, daß man den Schädling rechtzeitig bemerkt. Haben die gefährlichen Insekten einmal in größerer Menge sich eingestellt, so fällt es sehr schwer, ihren Zerstörungen Einhalt zu tun. Gar nicht selten ist die eben aufgegangene Saat schon verzehrt, ehe man die Anwesenheit des Ungezieters überhaupt gewahr wird. Und so entsteht dann mitunter die Meinung, der Same habe nichts getaugt, die Saat sei gar nicht aufgegangen. Im letzten Frühjahr wurde ein ganz neues Mittel gegen den Erdflö angepriesen unter dem Namen Phyllodin. Allein es hat sich, wie so viele andere, nicht bewährt.



Russische Vorposten am Shahr.



## Vom Kriegsschauplatz.

Schon mancherlei über die inneren Zustände Japans wurde von den russischen Blättern erörtert, was nachträglich, entweder infolge mangelhafter Kenntnis der Verhältnisse oder wegen vielfach verbreiteten irrtümlichen Ansichten, sich als der Wahrheit widersprechend erwies. Bekanntlich hatte der Berichterstatter der Moskauer Zeitung „Russk. Slowo,“ Herr Krajewski, die Möglichkeit, sich während des Krieges als Pseudo-Geschäftsreisender für amerikanische Firmen nach Japan zu begeben und das ganze Land während einiger Monate nach allen Richtungen zu durchstreifen. Seine nunmehr veröffentlichten Beobachtungen, welche als die eines ehrlichen, unparteiisch denkenden Mannes gelten dürften, sind durchaus nüchtern gehalten und lassen auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren. Dem „R. T.“ zufolge bemerkt Krajewski: Wenn russische Blätter berichten, daß das japanische Volk kriegsmüde, von dem Kriege enttäuscht sei, so sei das alles nicht wahr. Nur in dem nördlichen Japan, das noch wenig von der Kultur berührt sei, sei der Krieg wenig populär. Man sehe hier in dem Kriege nur die Folge der „Neuerungen“, welche das alte japanische Leben zersetzten, aber eine beispiellose Hingabe und Opferwilligkeit herrsche in ganz Mittel- und Süd-Japan. Keine Aufrufe der Regierung und der Presse seien nötig, das Volk zu Spenden anzuregen. Jeder bringe das, was er irgend entbehren könne, der Regierung dar. Bei den Tempeln seien zwar auch Opferschalen aufgestellt, aber diese ergäben nicht allzuviel, da jeder es vorziehe, sein Scherlein unmittelbar in die Hände der Regierung zu legen, ein sehr merkwürdiger Gegensatz zu Rußland, wo man mit seinen Spenden dem staatlichen „Roten Kreuz“ weit aus dem Wege geht. In Mittel- und Süd-Japan wisse jeder Japaner vom höchsten Staatsmann bis zum einfachen Arbeiter ganz genau, was Japan durch den Krieg erreichen wolle und unerschütterlich glaubt, auch zu erreichen. Sie sagen: Korea muß, in welcher Form es auch sei, uns gehören. Die Mandchurei soll an China zurückgegeben werden, aber wir müssen in derselben Vorzugsrechte erhalten. Die Kwantung-Halbinsel werden wir behalten; sie ist schon zweimal von unserem Blute gedüngt. Wenn Rußland eine Kriegsenttäuschung ablehnt, muß es uns unseren alten Besitz geben: Sachalin; schon der Name „Sachalin“, d. h. Felsen, ist japanisch. Als ein Märchen bezeichnet es Krajewski auch, daß Japan am Vorabend des Bankrottes stehe. Die Bankrotte von Geschäftshäusern seien so vereinzelt, daß diese Ausnahmen nur bewiesen, wie groß die wirtschaftliche Zuverlässigkeit in Japan sei. Für die Folge können allerdings schlimme Erscheinungen eintreten. Das Goldgeld sei ganz aus dem Lande verschwunden; es gehe nach dem Auslande für Kriegsbestellungen und Zinszahlungen. Auch der Silber-Yen (etwa 1 Rubel) sei eine große Seltenheit geworden. An die Stelle des Silber-Yen sei der Papier-Yen getreten, während vor dem Kriege die kleinste Papiermünze fünf Yen gewesen sei. Furchtbare Erscheinungen, die allerdings den japanischen Heldennut nicht brechen, zeitigt der Krieg auf dem flachen Lande. Wie katholische Missionare, die jahrelang in Japan gearbeitet haben, Krajewski erzählten, sind die japanischen Dörfer ein „großes Bethlehem wie zu Herodes Zeiten“. Die Frauen müssen die schweren Feldarbeiten für die in den Krieg gezogenen Männer tun, ihre Nahrung wird immer karglicher, und die entkräfteten Kleinen sterben buchstäblich an der Brust der Mutter. „Noch arbeiten Handel und Industrie mit Wollampf, aber das Gold fliehet aus dem Lande, wie das Blut aus offenen Wunden. Die Städte haben glänzende Festlichkeiten aus Anlaß der Siege, das Dorf aber, das ganze Land, ist voll von dem stillen Weinen der Mütter über ihre hinsterbenden Kinder.“

Über die Lage in der Mandchurei berichtet Kuropatkin, daß eine am 9. Februar unternommene verstärkte Kundtschaft den Feind gegen Süden und Südost von Tsinchetschen ermittelte. Westlich von dem südlichen Bahngeleise entdeckte man an demselben Tage eine japanische Reiterabteilung. Den 12. nahm der Gegner Tsinchetschen ein. Genaue Nachrichten über die Verluste am Tage vorher liegen noch nicht vor, vorläufig wurden ins Lazarett zu Sanlunju 12 verwundete Offiziere und ungefähr 300 Soldaten aufgenommen; doch ist der Zinsfuß der Getöteten, eingegangenen Berichten zufolge, ein bedeutender.

Am 13. gingen die Japaner mit drei Abteilungen zum Angriff auf die Goulinhöhe vor. Gerüchten zufolge kam es daselbst zu einem erbitterten Kampf. In der Richtung gegen Rastulin und Uansulin unterhält der Feind, nach letzter Meldung Kuropatkins, ein starkes Artilleriefeuer.

Aus Wladiwostok liegen zur Zeit Nachrichten vor, wonach eine feindliche Minenflotte, bestehend aus mehr als 20 Minenböten bei einem großen Kriegsschiffe, sich in der Richtung nach Wladiwostok zu bewegt.

In einer Schrift über den kriegerischen Geist und die Todesverachtung der Japaner gibt ein „gebildeter Japaner“ ein Urteil über das japanische Offizierkorps ab, dem ein gut Teil Glaubwürdigkeit nicht abzuleugnen sein dürfte. Unter anderem führt er darin folgendes aus: „Wir Japaner halten das deutsche Offizierkorps für das beste der Welt; dann kommt das unsrige. Aber in zwei Beziehungen hat dieses auch vor dem deutschen einen Vorzug. Es ist arm und hat keine sozialen Vorrechte. Darin liegt seine Stärke, und so lange sich hierin nichts ändern wird, sind wir allen äußeren Feinden gewachsen. Es erfordert bei uns höheren moralischen Mut und größere Entschlossenheit, Offizier zu werden, als in Europa. Dort hat der Offizier auch im Frieden große Vorteile; er spielt in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle; schon seiner Uniform wegen wird er geehrt, und seine gesellschaftlichen Vorrechte, namentlich in Deutschland sind bedeutend. Anders der japanische Offizier; seine Uniform ist unscheinbar, sein Gehalt sehr gering. Er hat gar keine gesellschaftlichen Vorrechte, er tritt im Frieden freiwillig ganz in den Hintergrund. Der japanische Offizier hat im Frieden nichts als Arbeit. Einen großen Teil dessen, was in Deutschland dem Feldwebel überlassen wird, tut er selbst; er steht mit seinen Soldaten in näherer persönlicher Fühlung als der Offizier in Europa, und ist eben Offizier nur für den Krieg und nicht für den Frieden. Kommt dann der Krieg, so freut er sich, endlich Gelegenheit zu haben, seinen Zweck zu erfüllen, und er wirft sich mit Leib und Seele auf seine Aufgabe. Diesem Umstande verdanken wir größtenteils unsere Erfolge.“

## Aus Welt und Kirche.

**Saratow.** Die hiesigen Händler hatten sich versammelt, um über die Ordnung des Handels an Sonn- und Feiertagen sich zu beraten. Sie einigten sich dahin, an allen Sonntagen und an 15 Festen die Buden den ganzen Tag zu schließen. Mit dem nächsten Sonntag (20. Febr.) tritt diese Einigung in Kraft. 400 Händler haben dieselbe unterschrieben. Nach und nach werden ihr wohl noch mehrere beitreten.

## Überfahrt von Verwundeten.

Nach den „Sib. Wratsch. Wed.“ hat Dr. B. S. Koslowski in einem Vortrag auf einer Sitzung des Charbiner Ärztevereins ein erschütterndes Bild über die Überfahrt von Verwundeten entworfen, dessen wichtigste Punkte die „St. P. Z.“ in nachstehendem zusammenfaßt:

Nach der Schlacht am Schaho begann die Überfahrt der Verwundeten nach Charbin; sie begann am 2. Oktober und dauerte zwei Wochen. Die ganze Zeit herrschte ein Schneesturm bei 12—14 Grad Frost. Der Verwundetentransport ging fast ausschließlich in Güterwaggons, in den mit Filz ausgelegenen „Tepluschki“ vor sich. In den Sanitätswaggons wurden insgesamt 3000 und in den „Tepluschki“ 30000 Verwundete transportiert. Leider hatten viele dieser „Tepluschki“ keine Ofen, noch waren sie sonst mit Schutzmaßnahmen gegen die Kälte versehen. Die Kranken reisten ohne warme Kleidung. Um Schutz gegen die Kälte zu bieten, wurden in einigen Waggons kleine Scheiterhaufen auf einem Ziegelunterbau angezündet, doch geschah dieses nur in Ausnahmefällen. Hierzu kam noch, daß die schlecht gekleideten, hungernden und frierenden Verwundeten fast jeder ärztlichen Hilfe entbehrten. So verfügte z. B. ein in Charbin eingetroffener Zug mit 1300 Kranken, die in kalten Waggons reisen mußten, nur über einen einzigen Arzt und eine Schwester; ein anderer Zug besaß nur eine Ärztin, die zugleich die Verpflichtungen des Zugkommandanten auszuüben hatte. Ein dritter Zug verfügte nur über einen Kommandanten und eine Barmherzige Schwester. Doch gab es auch Büge, die bis Zieling von

keinem einzigen Arzt begleitet wurden. Vielen Verwundeten mußten die erfrorenen Gliedmaßen amputiert werden. Im Woroneßer Zuge, der am 12. Oktober in Charbin eintraf, hatten sämtliche Verwundete abgefrorene Gliedmaßen. Dabei mußten sie nach ihrer Ankunft in Charbin noch drei Tage in den kalten Waggons verbleiben, ehe sie in die Hospitäler übergeführt wurden. Im Laufe von zwei Tagen erhielten die Verwundeten keinerlei warme Nahrung, weil das Verpflegungswesen jeglicher geordneten Einrichtung entbehrte. Man sollte glauben, daß die Leiden und Entbehrungen der Verwundeten nach der Ankunft in Charbin aufhören würden. Dem war indessen nicht so! Mehrere „kalte“ Züge mußten einige Tage liegen bleiben, ehe die Verwundeten in die Hospitäler übergeführt wurden. Es fehlte eben an Tragbaren, an Trägern und auch an geeigneten Räumlichkeiten. Trotzdem bereits am 28. August die Charbiner Ärzte erklärt hatten, daß die Hilfsmittel der Evakuierungskommission unbedingt verstärkt werden müßten, so hatte doch diese Erklärung die Bedeutung der Stimme eines Predigers in der Wüste.

### Über einen Eisenbahnunfall

auf der Strecke Samara-Slatoust teilt die „M. D. Z.“ folgendes mit:

Die Passagiere, die am 6. Februar abends mit der Sibirischen Bahn in Moskau eintrafen, berichten über einen Unfall auf der Strecke Samara-Slatoust, wo der aus Irkutsk kommende Expresszug Nr. 18 infolge falscher Weichenstellung mit dem Passagier- und Güterzuge Nr. 19, der von zwei Lokomotiven gezogen wurde, zusammenstieß. Die beiden Lokomotiven dieses Zuges stürzten um, vier Güterwaggons gingen in Trümmer, das Zugpersonal erlitt mehr oder weniger ernste Verletzungen, die Passagiere jedoch kamen mit dem bloßen Schreck davon. Auch unter dem Personal des Expresszuges gab es Verletzte, während von den Reisenden nur ein Offizier stärkere Quetschungen erlitt. Von der Station Ufa wurde ein Hilfszug abgeandt, der die Untersuchungsbeamten und Arbeiter an Ort und Stelle brachte. Der Eisenbahndamm war stark beschädigt.

### Unruhen in Baku.

Entsetzliche Nachrichten, die Privatpersonen telegraphisch aus Baku erhielten, teilt die Zeitung „Slowo“ mit. Dort sollen auf der Straße blutige Gemetzel zwischen Tataren und Armeniern stattfinden. Die Kontore sind geschlossen, während die Telegramme nach Petersburg abgeandt werden, fallen Revolvergeschosse, in Bibi-Gibat wüten fürchterliche Feuersbrünste, Schutz ist nirgends zu finden, die Behörden sind untätig. Gerüchten zufolge werden auf der Bahnlinie Petrowsk-Batum Passagierzüge in den Abgrund gestürzt.

Diese schrecklichen Nachrichten finden in einem Drahtbericht der russischen Telegraphenagentur aus Tiflis vom 10. Februar volle Bestätigung. Derselbe lautet: Eingegangenen Nachrichten aus Baku zufolge herrscht dort formeller Krieg: Alle Augenblicke erschallen Schüsse, Tote und Verwundete werden zu Hunderten gezählt und bleiben auf den Straßen liegen, der Verkehr hat aufgehört, die Behörden, Lehranstalten und Handelslokale sind geschlossen, die Privathäuser in Festungen umgewandelt. Niemand wagt das Haus zu verlassen. Die Stationsbeamten bleiben ohne Ablösung aus Furcht vor Angriffen. Die Züge aus Sabuntschai brachten hunderte bewaffneter Mohammedaner, die nach ihrer Ankunft sofort zu schießen begannen. Die Züge werden nicht mehr abgefertigt. Eine große Anzahl der Einwohner hungert. Räuber treiben ihr Unwesen. Die Polizei und die wenig zahlreichen Truppen sind machtlos. Das Tifliser Stadthaupt hat den Gouverneur in einer Denkschrift um dessen Einmischung zur Unterdrückung der Bakuer Mezelei. Dieselbe Bitte sprach auch die Eparchialobrigkeit aus. Der transkaukasische Scheich-ul-Islam begab sich nach Baku, um die dortigen Mohammedaner zur Einstellung der Ausschreitungen zu ermahnen. Ein Telegramm meldet aus Baku, daß eine Prozession der vereinigten mohammedanischen und armenischen Geistlichkeit mit dem Gouverneur und Notablen die Beruhigung der Stadt erreichte. Es wurden auch noch andere Maßnahmen ergriffen.

Nach einer Aufstellung der „Bak. Zw.“ sind gegen 500 Personen ums Leben gekommen, darunter etwa 15 Russen, Juden und Grusiner und ein Deutscher.

### zur Pressefrage.

In der ersten Sitzung der Kommission zur Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem neuen Pressegesetz, unter dem Vorsitz Kobekos, sprach sich die Versammlung nach längerem Verhandeln für die Zensurfreiheit der periodischen Presse und für ihre Verantwortlichkeit lediglich den Gerichten gegenüber aus.

### Was hört man vom Frieden?

Ein Mitarbeiter der „Nowosti“ hat im Ministerium des Äußern die Versicherung erhalten, daß Rußland nicht daran denke, sich in Friedensverhandlungen mit Japan einzulassen, wie willkommen dies letzterem auch wäre. Desgleichen seien Rußland bisher japanischerseits keinerlei Friedensvorschläge gemacht worden, wie auch von Seiten Rußlands keine diesbezüglichen Anerbietungen erfolgt sind.

Dementgegen läßt sich nach der „M. D. Z.“ der „New-York-Herald“ aus Petersburg melden, daß während der letzten Sitzung des Ministerkomitees die Frage über einen eventuellen Friedensschluß sorgfältig erwogen worden sei. Alle Minister sollen sich zu Gunsten des Friedensschlusses geäußert haben, wenn auch die Ansichten, wie und unter welchen Bedingungen dieser erfolgen sollte, auseinandergingen. Ein Minister soll die Frage, ob Hoffnung auf baldigen Frieden bestehe, folgendermaßen beantwortet haben: „Ich trete zwar für den Frieden ein, habe aber wenig Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß. Wir Russen kommen immer zu spät. Wir haben uns viel zu spät auf den Krieg vorbereitet. Geschütze und warme Kleidung wurden viel zu spät abgeschickt, ebenso das zweite Geschwader und die Verstärkungen. Sie können völlig überzeugt sein, daß auch der Gedanke an einen Friedensschluß uns erst kommen wird, wenn es zu spät sein wird.“

Wie man demselben Blatte aus Petersburg mitteilt, wird Berliner Blättern unter dem 9. Februar aus London telegraphiert, die „Agentur Reuter“ habe aus Petersburg aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß ungeachtet amtlicher Widerlegungen nicht nur im allgemeinen über einen Friedensschluß verhandelt wurde, sondern daß sogar ein Einvernehmen über die Bedingungen erzielt wurde, auf welche Rußland einzugehen bereit sei. Diese lauten dahin, daß Korea der Oberherrschaft Japans unterstellt wird. Port-Arthur und die Liaotung-Halbinsel sollen den Japanern zufallen und Wladiwostok soll neutraler Hafen sein. Die Dschinesische Bahn wird unter neutraler internationaler Kontrolle gestellt, die Mandshurei bis Charbin China als integrierender Bestandteil dieses Reiches zurückgegeben. Schwierigkeiten bereitet die Frage einer Kriegsschädigung, auf welcher Japan besteht, doch wird angenommen, daß sich auch diese Frage werde regeln lassen. Bis zur endgültigen Vereinbarung dürfte Rußland wohl noch eine große Schlacht liefern. Von zuverlässiger Seite verlautet, daß infolge der inneren Lage der Friede unter obigen Bedingungen geschlossen werden wird, sobald nur die Frage über die Kriegsschädigung erledigt sein wird.

### zur Frage über die Donez-Schwarzmeer-Eisenbahn.

Die russische Telegraphenagentur berichtet aus Melitopol: Die Stadtverwaltung legte durch den Gouverneur von Taurien und das Ministerium des Innern Bitte ein um Führung der Donez-Schwarzmeer-Eisenbahn über Melitopol und nicht über Reichenfeld-Skadowsk, da durch die Verwirklichung der letzteren ein neues handelsindustrielles Zentrum in der deutschen Kolonie Reichenfeld geschaffen, die handelsökonomische Bedeutung Melitopols jedoch endgültig schwinden würde. Die Führung der neuen Linie von Melitopol nach dem eisfreien Hafen Chorch sei zur Beseitigung der ungeheueren chronischen Winterzufuhren von Getreide und Steinkohlen auf den Eisenbahnlinien im Dnjepr- und Donez-Bassin und zur Kürzung des Ausganges dieser Waren ins Schwarze Meer auf 63 Werst hin unbedingt nötig.

### zur Ankunft des Generals Stöfel.

Am 8. Februar um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr legte der Dampfer „Swjatoi Nikolai“ im Hafen zu Theodosia an. General Stöfel stand mit einer schwarzen Binde ums Haupt neben den Generälen Nadejin und Skorobogatow, dem Obersten Reiß u. a. und begrüßte die erschienene Volksmenge. Abgeordnete der Stadt brachten Brot und Salz, sowie eine Adresse dar. Die Abteilung des „Roten Kreuzes“

überreichte der Generalin Stöbel eine Adresse mit der Ernennung zum Ehrenmitglied. Sich zum Volk wendend, sagte der General: „Meine Kampfgenossen, die Offiziere und Soldaten, verneigen sich, in der Heimat eintreffend, tief vor Euch“. Es waren viele Verwandte zugegen. Viele weinten. General Stöbel tröstete die Waisen und Witwen. Die Leute küßten ihm die Hand. Nach Ausfagen Stöbels und der anderen Offiziere sind diese durch die von den Zeitungen gebrachten Meldungen über die Kapitulation der Festung in Unwillen veretzt worden. Die zitierten Zahlen, sowohl die der übriggebliebenen Truppen, wie die der Vorräte entsprechen den Tatsachen durchaus nicht. Die Flotte ist vernichtet, sie auszubessern ist unmöglich; die Schützenoffiziere haben die Schiffe persönlich gesprengt. Medikamente gab es keine, dabei waren fast alle krank. Die Festung konnte sich nicht mehr als einen Tag länger halten. Die Kapitulation erleichterte das Los der Frauen und der friedlichen Einwohner. Mehr als die Hälfte der eingetroffenen Offiziere sind verwundet. Am Ufer fand ein kurzer Gottesdienst statt, worauf Stöbel dem Volke die Lage Fort Arthurs erzählte. Ein donnerndes Hurrah war die Antwort.

### Zur Passfrage.

Bezüglich der Auslandspässe ist einem Allerhöchst bestätigten Reichsrats-Gutachten zufolge der Art. 194 des Pass-Reglements wie folgt abgeändert worden: „Die Pässe zur Reise ins Ausland behalten ihre Kraft während dreier Monate nach ihrer Ausfertigung bis zum Tage der Abreise ins Ausland. Nach Ablauf dieser Frist muß jeder ins Ausland Reisende sich mit einem neuen Pass versehen“.

### Päpstlicher Nuntius als Schiedsrichter.

Zum unparteiischen Schiedsrichter in ihrem auf die Gebiete am Juruá und Purus bezüglichen Grenzstreit haben Brasilien und Peru den päpstlichen Nuntius in Brasilien erwählt. Vom Heiligen Stuhl ist die Zustimmung hiezu erbeten worden.

### Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.\*)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann s. J.  
(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

#### Nach der Tat.

Jetzt mit einemmal, da die schreckliche Tat geschehen, war Losers Mut und sein halber Mauth verschwunden, und eine entsetzliche Angst ergriff ihn. Er wagte nicht, noch einen Blick auf die Tote zu werfen; mit abgewandtem Gesichte erfaßte er einen Zipfel des Bahrtuches und warf es über den Leichnam; dann nahm er den Armkorb und wollte mit dem Blutlohn fliehen. Aber wohin? Bei hellem Tage wäre das Wahnsinn gewesen. Es durfte ihn kein Mensch in Ste-Victoire erblicken; er mußte die Nacht im Kloster abwarten, und dazu gab es keinen sichereren Platz als denjenigen, in dem er sich befand. Aber hier bei der Leiche? „Ei, du wirst dich doch vor der Toten nicht fürchten!“ suchte er sich Mut einzusprechen. „Du glaubst ja weder an eine unsterbliche Seele noch an ein Jenseits!“

Lofer kauerte sich im fernsten Winkel der Kammer nieder und stellte den Korb mit dem Gelde vor sich hin. Das blutige Messer hielt er, wie er erst jetzt bemerkte, noch in der Hand. Schauernd wischte es der Mörder an dem Tuche, in welches das Geld gebunden war, ab und warf es in den Korb. Nun knotete er das Tuch los und wollte sich an dem Anblicke des Geldes erfreuen; aber es gelang ihm nicht, seine Angst zu bannen. Immer und immer wieder wanderte das Auge gegen seinen Willen nach dem Bahrtuche, das die Umrisse der darunter liegenden Gestalt erkennen ließ. Ein Bächlein Blut sickerte hervor und nahm seinen Weg langsam, langsam quer durch die Kammer gerade auf ihn zu. Weshalb gerade auf ihn? Mit jeder Linie, die es näher kam, wuchs Losers Angst. Da traf es auf die Kante eines Brettes, staute sich einen halben Schritt vor ihm und tropfte durch den

Fußboden auf die darunter liegenden Gewölbesteine. Es war so still, daß er die Tropfen zählen konnte, und es kam ihm vor, als ob der Ton der langsam fallenden Tropfen wie mit einem Finger an sein von Angst gemartertes Gehirn klopfte.

„Ich wollte, ich hätte es nicht getan,“ stöhnte er. „Und was das Jenseits angeht, so ist es doch noch lange nicht so ausgemacht, daß es nur auf Aberglauben beruht, wie die moderne Wissenschaft das behauptet. Ich habe mir zwar vorgespiegelt, daß ich den Glauben daran schon längst über Bord geworfen; aber wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich im Grunde meines Herzens eigentlich immer daran glaubte. Und wenn es nun wirklich eine Vergeltung gibt —!“

Der Gedanke schüttelte den Mörder angesichts seines Opfers förmlich. Er bereute seine Tat, aber aus reiner Furcht und Angst, die sich zu halbem Wahnsinn steigerte. Als endlich der schreckliche Tag zur Reize ging und die Dämmerung hereinbrach, hatte er den Entschluß gefaßt, die unerträgliche Gewissensqual durch eine Beicht von sich zu wälzen, und zwar sofort. Die gestrige Predigt über das Beichtgeheimnis gab ihm Mut, sich mit seiner Anklage an Abbé Montmoulin zu wenden. „Er wird mich nicht verraten,“ sagte er sich. „Er darf es nicht; eher muß er sterben, wie er es selber sagte, und ich glaube ihm; er meint es ehrlich.“

Lofer hatte mehr als 20 Jahre nicht mehr gebeichtet. Zur Vorbereitung auf eine gute Beicht hätte also außer demütigem Gebete um Gottes Beistand eine ernste Gewissensforschung über diese lange Zeit und die Erweckung aufrichtiger Reue aus übernatürlichen Beweggründen gehört, verbunden mit dem Willen, nach Kräften Genugthuung zu leisten. Lofer betete nicht und erforschte auch sein Gewissen nicht weiter; vor seiner Seele stand nur die eine heute verübte Bluttat, deren überwältigender Eindruck ihn alles andere vergessen ließ. Wenn er nur diese von der Seele wälzen könnte, meinte er, dann würde ihn alles andere wenig kümmern. Auch von einer eigentlichen übernatürlichen Reue konnte keine Rede sein; die Angst war es, die eitle, entsetzliche Angst, welche ihn nach dem Zimmer Abbé Montmoulin's trieb.

Und wirklich, als es dunkel genug war, nahm er in die eine Hand seine Schuhe, in die andere den Armkorb mit dem Gelde und verließ die Kammer, einen letzten Blick der Angst nach dem Bahrtuche werfend, über welches von der Kirche her ein schwacher Strahl der ewigen Lampe ein unsicheres Licht verbreitete. Fast hätte Lofer laut aufgeschrien; denn bei dem zitternden Lichte meinte er, die Gestalt unter dem Tuche bewege sich. Hastig drückte er die Türe ins Schloß und eilte die Wendeltreppe hinauf; überall glaubte er im Dunkel die Augen der Ermordeten vor sich her schweben zu sehen mit dem Ausdruck des Entsetzens, mit dem sie ihn anblickten, da er die Tat beging. Der kalte Schweiß stand dem Mörder auf der Stirn, als er endlich an die Türe des Pfarrers pochte.

Abbé Montmoulin hatte den ganzen Nachmittag im Bette zugebracht und fühlte sich noch immer unwohl. Dennoch stand er gegen Abend auf, um sein Brevier zu beten. Sein Zustand hätte ihn vielleicht von dieser Pflicht entbunden; aber Vesper und Komplet wollte er doch nicht unterlassen. So saß er beim Scheine seiner Lampe und las eben den schönen 90. Psalm vom Vertrauen auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz in jeder Not und Gefahr, als an die Türe geklopft wurde. Er meinte, es sei die alte Susanne, die sich noch einmal nach seinem Befinden erkundigen wolle. Daher rief er „Herein“ und sagte, ohne von seinem Brevier aufzusehen, als jemand eintrat: „Gleich, Susanne; ich bin in zwei Minuten fertig.“

Wie staunte aber der gute Pfarrer, als er, sein Brevier schließend, Lofer an der Türe stehen sah! Er traute seinen Augen nicht und hob den grünen Schirm der Lampe in die Höhe, um den Mann deutlicher zu sehen: „Lofer, seid Ihr es?“ fragte Abbé Montmoulin und fügte sofort bei, als er das schreckensbleiche Gesicht des Küsters erkannte, der zitternd und den Angstschweiß von der Stirne wischend in den Lichtkreis der Lampe trat: „Um Gottes willen, Lofer, was habt Ihr? Euch ist ein Unglück zugestoßen!“

„Ja, Herr Pfarrer, es ist mir etwas zugestoßen — oder vielmehr jemand anders — und ich — ich möchte beichten.“

Man kann sich das Staunen Abbé Montmoulin's denken, der wohl wußte, daß der Mann seit Jahr und Tag nicht gebeichtet

\*) Verlag der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des h. v. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

hatte. Er warf einen ernsten, prüfenden Blick auf Loser, den dieser sofort verstand und mit den Worten erwiderte: „Herr Pfarrer, ich bin vollkommen nüchtern. Es ist mir in der That etwas zugestoßen, etwas ganz Schreckliches — und nun habe ich an Ihre Predigt von gestern gedacht und wollte bei Ihnen beichten. Aber vorher noch eine Frage: es könnte ja der Fall sein, daß der Beichtvater das Beichtkind nicht lossprechen könnte oder wollte — würde nun auch in diesem Falle die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester zum Schweigen verbinden?“

„Unbedingt,“ antwortete der Pfarrer.

„Nun, so bitte ich Sie, meine Beicht zu hören.“

„Von Herzen gerne. Habt Ihr Euch vorbereitet?“

„Ich habe den ganzen Nachmittag an nichts anderes gedacht,“ sagte Loser.

„So kniet da auf meinen Betisch. Ich bin zwar heute abend nicht ganz wohl, aber die Freude, eine Seele, auf die ich schon lange wartete, mit Gott auszuöhnen zu können, wird mir besser tun als die beste Arznei. Wir wollen erst etwas zum Heiligen Geist beten um Erleuchtung und zur Mutter Gottes, der Zuflucht der Sünder.“

„Wollen Sie mich nicht lieber in Ihrem Schlafzimmer hören?“ sagte Loser, ängstlich nach der Türe blickend. „Es darf mich hier kein Mensch sehen — und nicht wahr, Sie sagen nicht, daß ich bei Ihnen gewesen bin und gebeichtet habe?“

„Gewiß nicht. Das könnte sogar unter Umständen schon eine Verletzung des Beichtgeheimnisses sein.“ Damit führte Abbé Montmoulin den Besuch, dessen Benehmen ihm immer rätselhafter wurde, in sein Schlafzimmer, stellte die Lampe auf den Nachttisch, und schloß die Türe ab. Er betete inbrünstig zum Heiligen Geist um Licht und Kraft; denn es schwante ihm, daß eine schwierige Aufgabe seiner harre. Dann legte er sich die Stola um und nahm neben Loser Platz, der vor Aufregung zitternd auf dem Betisch kniete. „Mut, mein Freund!“ sagte er, „und wenn Ihre Sünden auch rot wären wie Scharlach —“

„Rot?! Wer hat Ihnen das gesagt?“ zuckte Loser zusammen. „Ja, rot, rot wie Blut!“ Es muß heraus, ich habe sonst keine Ruhe. Ja, ich habe Blut vergossen, und es schreit zum Himmel um Rache. Heute, hier! Madame Blanchard, sie liegt drunten in der Sakristeikammer — ich habe sie ermordet! Ha, wie ihr Blut auf meiner Seele brennt! Nehmen Sie mir die Schuld ab, Herr Pfarrer, ich habe Ihnen jetzt alles gesagt!“

Man kann sich denken, wie dieses durch halbwahnsinnige, Angst erprekte Geständnis den guten Abbé Montmoulin erschreckte. Er mußte sich erst im Gebete sammeln, ehe er dem Mörder auch nur ein Wort erwidern konnte. „Heilige Jungfrau!“ seufzte er. „Nun stehe mir bei mit deiner milden Fürsprache!“ Dann suchte er den Mann zunächst etwas zu beruhigen. Er sagte ihm, seine Tat sei zwar schrecklich; aber auch die Sünde des Mordes könne Verzeihung finden, wenn sie mit wahrer Reue gebeichtet werde. Das Blut, das der Heiland am Kreuze vergossen, habe die Kraft, auch solche und selbst noch schwerere Verbrechen zu tilgen. Ob er sich nicht erinnere, wie der Heiland am Kreuze dem einen Schächer alles verziehen habe, und doch sei derselbe ein Räuber, wahrscheinlich ein Wegelagerer und Raubmörder gewesen. Nachdem der Pfarrer so dem Beichtkinde Vertrauen einzufloßen gesucht hatte, sagte er ihm, er möge nun zunächst die Anklage vervollständigen; er müsse auch die andern schweren Sünden seit seiner letzten gültigen Beicht nach Zahl und Umständen, soweit das möglich sei, beichten.

Da erklärte Loser voll Ungeduld, es seien jetzt über 20 Jahre, seit er gebeichtet. Wie man nun von ihm verlangen könne, er solle alle Sünden dieser Jahre beichten? — Gott verlange nichts Unmögliches, sagte der Geistliche; Gott sei mit der Anklage der Sünden, deren man sich nach ernster Gewissensforschung entsinne, zufrieden, und er wolle ihm gerne durch Fragen behilflich sein.

Loser antwortete, er habe sich über sein vergangenes Leben gar nicht erforcht; er habe nur über das Verbrechen nachgedacht, das er heute begangen, und dieses bereue er auch. Er möge ihm kurz sagen, ob er ihm die Lossprechung von demselben geben wolle oder nicht; denn er habe keine Zeit zu verlieren und müßte eigentlich schon über alle Berge sein.

Zu seinem größten Schmerze erkannte der Pfarrer aus

diesen Worten, daß das Beichtkind gar nicht in der Seelenstimmung sei, welche zum gültigen Empfange der Lossprechung nötig ist. Er wollte ihn zwar noch belehren und beschwor ihn bei allem, was heilig ist, an seine arme Seele zu denken und die angefangene Beicht nicht unvollendet zu lassen. Er wolle ihm bei der Gewissensforschung helfen und werde ihm ganz gewiß die Lossprechung erteilen, sobald er die nötigen Vollmachten dazu erhalten habe und das Beichtkind nicht nur dieses Verbrechen, sondern auch alle andern schweren Sünden aufrichtig bereue und den Willen habe, nach Kräften genugzutun.

Loser fuhr auf: „Übermorgen muß ich auf dem Meere sein! Ich war ein Narr, daß ich zu Ihnen kam. Und dann genug tun — was ist denn da genugzutun? Ich kann doch die Tote nicht lebendig machen!“

„Leider nicht!“ sagte der Pfarrer. „Aber ich habe Euch so verstanden, daß Ihr die gute Madame Blanchard getötet habt, um in den Besitz des Geldes zu kommen, das sie bei sich hatte. Selbstverständlich müßt Ihr das Geld dem Vereine zurückstellen, der damit ein Krankenhaus bauen will. Und dann —“

„Oho, das Geld soll ich herausgeben? Und dann?“

„Und dann wäre es ja möglich, daß ein Unschuldiger als Mörder der guten Frau Blanchard eingekerkert und verurteilt würde. In diesem Falle müßt Ihr bereit sein, das Gericht über seinen Irrtum aufzuklären.“

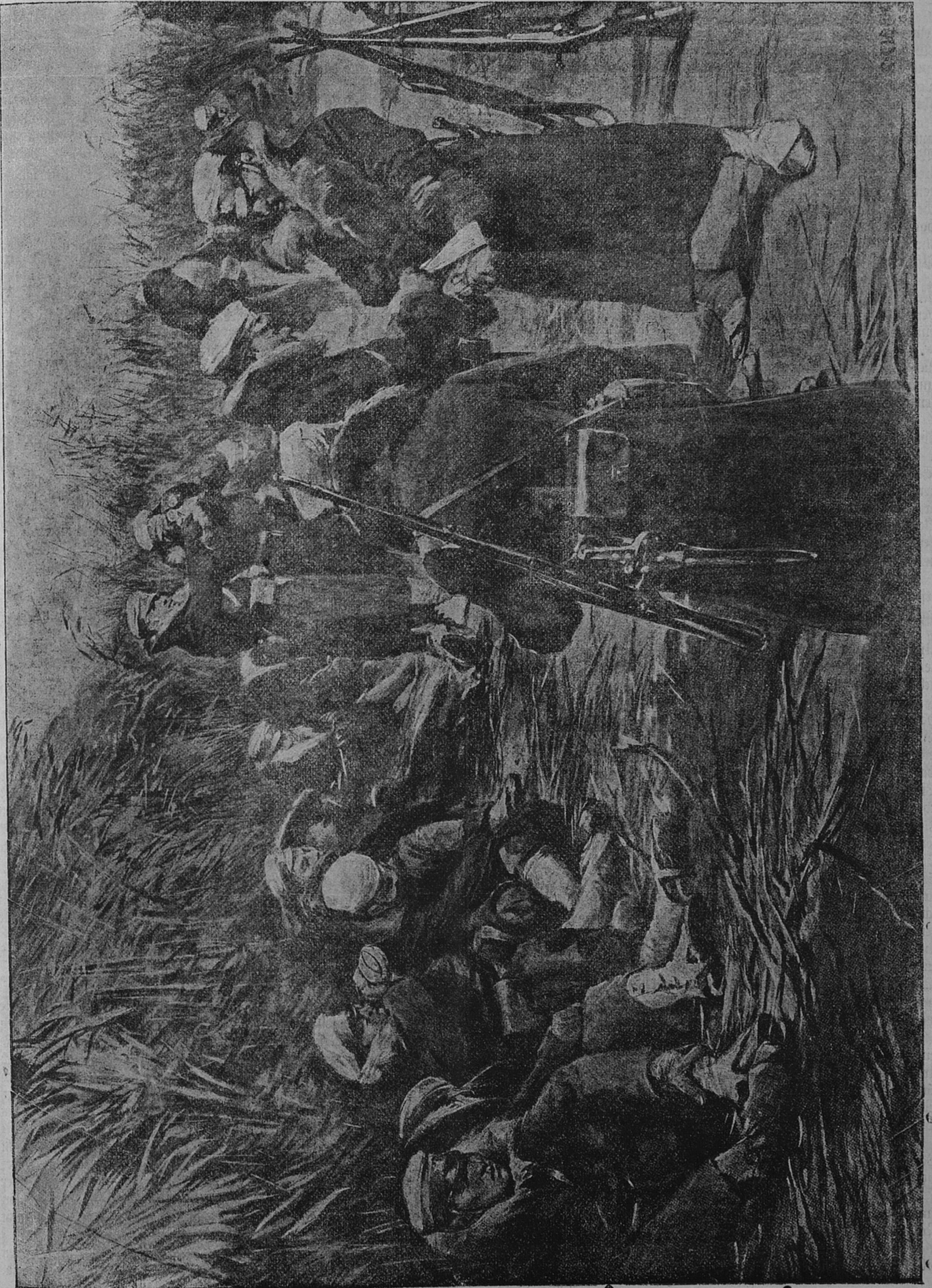
„Genug!“ rief Loser aufspringend. „Ich soll das Geld herausgeben und endlich mich selbst dem Gerichte überliefern! Daß ich ein Narr wäre! Viel gescheiter wäre es, auch Sie auf dem Fleck zu erwürgen. Wer weiß, welche Hintertürchen Ihr Beichtgeheimnis sonst noch hat! Aber ich habe nun einmal den Mut nicht dazu.“

Damit sprang der Unglückliche mit einem gräßlichen Fluche nach der Türe, schloß sie auf und verschwand in der Dunkelheit des Korridors. In der kleinen Küche, wo er den Korb einstreifen versteckt hatte, machte er Licht. Das Messer und das blutbefleckte Tuch schob er unter den Küchenschrank, packte das Bündel Banknoten in seine Brusttasche, das Gold und Silber in die übrigen Taschen und eilte durch den Magdalenenflügel der Nebentreppe zu, auf welcher er durch die große alte Küche im Erdgeschoß in den Garten gelangte. In einem Bogen umschlich er das Dorf, gewann die Straße nach Marseille und lief die ganze Nacht durch. Bei Tagesanbruch verkroch er sich in ein Gehäusch am Fuße der Höhen von Ste-Baume und erreichte in der folgenden Nacht Marseille, wo es ihm gelang, ein Schiff zu besteigen, das eben nach Montevideo unter Segel ging.

## Siebentes Kapitel.

### In der Goldenen Rose.

Madame Blanchard wohnte bei ihrem Bruder, dem Gemeindefreier. Sie führte aber ihre eigene Haushaltung und lebte mit einem armen Mädchen, daß sie aus Barmherzigkeit angenommen hatte, in ein paar recht beschränkten Räumen des oberen Stockes, während die kleine Familie ihres Bruders das Erdgeschoß innehatte. Das Verhältnis zwischen den beiden Haushaltungen war kein besonders herzliches. Der Herr Gemeindefreier gehörte nicht zu den „Alerikalen“ und betrachtete seine fromme Schwester, die es gewagt hatte, ihn zu mahnen, er möge doch seinen religiösen Pflichten nachkommen, als eine „Betschwester und Quisler“. Noch mehr als diese gut gemeinte schwesterliche Ermahnung nahm er ihre große Wildtätigkeit gegen Arme und Kranke übel. Er meinte, sie bestehle dadurch eigentlich ihn und seine Kinder an dem zu hoffenden Erbe, und hatte schon allen Ernstes mit seinem Vorgesetzten, dem Herrn Maire, seinem politischen Parteigenossen, geredet, ob es denn nicht gesetzlich zulässig sei, die Verschwenderin, deren dumme Güte von den Pfaffen schmächtig ausgebeutet werde, unter Vormundschaft zu stellen. Dafür lag nun leider, solange keine größeren Ausschreitungen vorliefen, kein rechter Grund vor, und die „Quisler“ konnte also vorläufig vor wie nach mit ihrem Armkorbe zu den Kranken und Armen gehen und ihnen Almosen zutragen, etwa im Werte der Auslagen, die sich der Herr Bürgermeister und der Gemeindefreier täglich bei Herrn Carrillon in der Goldenen Rose gestatteten.



Zweite Vorposten am Schloß.

Auch am Abend des 20. Februar saßen die beiden mit einigen andern gesinnungstreuen Stammgästen bei einer Flasche Wein in der Goldenen Rose. Man hatte politisiert und tüchtig auf den Klerus und seine wachsende Macht geschimpft. Gambettas Lofungswort: *Le cléricisme, voilà l'ennemi!* (Der Klerus ist der Feind!) war auch ihr Lofungswort.

„Und Sie werden sehen,“ sagte der Maire, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „daß diese Herren bei der bevorstehenden Wahl ihren Kandidaten durchbringen! Sie sind klug, ihr Ansehen steigt, sie ziehen durch den Schein der Wohlthätigkeit die arbeitenden Klassen, den Pöbel auf ihre Seite. Auch hier bei uns werden sie die große Mehrheit für sich haben. Das Krankenhaus, das sie den Schwestern bauen wollen, ist keine üble Karte in ihren Händen, und dieser Abbé Montmoulin, den sie uns als Pfarrer hierher setzten, ist lange nicht so einfältig, als er aussieht.“

„Die Regierung müßte den Bau verbieten, überhaupt das Recht der Armen- und Krankenpflege dem Klerus, und namentlich den Nonnen, die dessen geschworene Hilfstruppen sind, vollständig entziehen,“ sagte der Gemeindefschreiber.

„Wird kommen, wird mit der Zeit kommen,“ entgegnete der Maire. „Man kann nicht alles auf einmal! Und wenn wir jetzt unmittelbar vor den Wahlen wegen des Krankenhauses Schwierigkeiten machten, so wäre das ein schwerer politischer Fehler.“

„Man müßte wieder einmal eine rechte Skandalgeschichte über einen Pfaffen in die Blätter bringen,“ meinte Herr Carillon.

„Ach, die alien ziehen nicht mehr,“ sagte der Maire. „Zudem lesen die Leute unsere Blätter nicht, und die Klerikalen sind zu gewitzigt, als daß sie so leicht auf den Leim gingen. Ja, wenn man eine neue, recht fastige Geschichte aus nächster Nähe zur Verfügung hätte, so daß man mit Fingern auf einen Geistlichen zeigen und dem Volke sagen könnte: ‚Scht, so sind sie alle!‘ Aber sie nehmen sich in acht, mir wenigstens ist aus neuerer Zeit nichts bekannt.“

„Hm, man könnte ja so einen kleinen, niedlichen Roman erfinden,“ sagte der Gemeindefschreiber, den Rauch seiner Zigarre langsam vor sich hinblasend.

„Nach dem alten Rezept: *Calumniare audacter, semper aliquid haeret*, ‚Verleumde frech, es bleibt immer etwas hängen,‘ bemerkte der Notar. „Nur schade, daß derartige Waffen gewöhnlich dem Angreifer mehr schaden als dem Angegriffenen.“

„Sehr wahr,“ antwortete der Doktor, ein wohlbeleibter Herr mit gutmütigem Gesichtsausdruck, und nahm eine Prieze aus seiner goldenen Dose. „Ich bin überhaupt für einen etwas ehrlicheren Kampf, als er oft von unserer Partei geführt wird. Und was die Verstaatlichung der Krankenpflege angeht mit bürgerlichen Pflegern und Pflegerinnen statt der Nonnen, so bin ich ganz entschieden dagegen. Habe die Geschichte als junger Assistenzarzt in Italien und im letzten Kriege mitgemacht. Ja, solange diese bürgerlichen Pflegerinnen einen schönen, jungen, leicht verwundeten Offizier zu pflegen haben — à la bonne heure! Aber da lassen Sie einmal die Pocken oder die Cholera ins Lazarett kommen, da sollen Sie sehen, wie weit der Heldennut geht. Auf und davon sind sie wie die Mäuse, wenn sich die Kaze zeigt! Nein, nein, da lob' ich mir die Schwestern; die halten stand vor den Kugeln wie vor der Pest, und man kann sich auf sie verlassen, und sie stehlen nicht und arbeiten umsonst, während der Staat die bürgerlichen Pflegerinnen für ihre Faulenzerei — es gibt ja auch unter ihnen ehrenwerte Ausnahmen — noch mit schwerem Gelde besolden muß. Bleibt mir mit derartigen Experimenten vom Leibe!“

Nach dieser langen Rede pustete der Herr Doktor, leerte sein Glas und wollte aufstehen. Der Maire aber hielt ihn am Arme fest und sagte: „Nach diesem wackern Mitt auf Ihrem Steckenpferde müssen Sie noch eine Flasche mit uns auf den Erfolg der nächsten Wahlen leeren. Wir spielen eine Partie Domino darum. Geschwind, Herr Wirt, das Tischchen und die Steine!“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Doktor, „aber nur eine Partie! Es geht schon auf 10 Uhr, und ich muß noch einen Besuch bei der Frau des Tagelöhners Lecomto machen.“

Rasch hatte Carillon das grüne Tischchen unter die Hängelampe gerückt, und man setzte sich zum Spiel. Der spindeldünne Notar war Partner des wohlbeleibten Doktors, und der Gemeindefschreiber hatte die Ehre, mit seinem Vorgesetzten zu spielen. Das Glück war entschieden auf der Seite des Doktors, und er war in

der besten Laune, während umgekehrt der Herr Bürgermeister seinen Unmut am Gemeindefschreiber ausließ, der keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über sein Spiel hinunterwürgen mußte. Auch jetzt hatte der Doktor prächtige Steine.

„Wie steht die Partie?“ fragte er neckend.

„Das wissen Sie wohl,“ antwortete ingrimmig der Maire; „86 zu 0 — dank dem bewunderungswürdigen Spiele dieses Rhinoceroses — Pardon! ich meine den klugen Herrn Gemeindefschreiber.“

„Ha, ha, ha — dann aufgepaßt, Herr Notar! Wir machen die Herren diesmal Schneider comme il faut! Ich setze Blankzwei,“ rief triumphierend der Doktor, welcher 5 Blank und 3 Zwei in der Hand hatte.

In diesem Augenblicke wurde Herr Carillon, der händereibend hinter dem Doktor stand, hinausgerufen und kam sofort mit der Nachricht zurück, die Magd von Madame Blanchard sei da und wünsche den Herrn Gemeindefschreiber zu sprechen; es schein bei ihrer Herrschaft etwas nicht in Ordnung zu sein.

„Nicht stören während des Spiels!“ brummte der Doktor.

Aber froh, einen Vorwand zu haben, der sichern Katastrophe zu entgehen, legte der Bürgermeister seine Steine nieder und sagte, der Gemeindefschreiber werde doch erst hören wollen, was es sei; wenn allenfalls Madame Blanchard etwas Ernstes zugestoßen wäre—

„Ach, der Duiel stößt nichts Ernstes zu, bis sie den letzten Heller an das Bettlerpack verplempert hat,“ sagte ärgerlich der Gemeindefschreiber und warf seine Steine ebenfalls auf den Tisch. „Die Jeannette mag hereinkommen.“

„Die Steine behalten! Wir sind in einer Minute fertig!“ rief der Doktor, die Stirne runzelnd; als er aber das arme Mädchen mit verweinten Augen eintreten sah, warf auch er die Steine hin und fragte: „Nun, Jeannette was gib't's denn? Hat deine Herrin einen bösen Fall über eure steile Treppe getan? Muß ich kommen? Ist sie lebend oder tot?“

„Ich weiß es nicht,“ jammerte das arme, verwachsene Ding und suchte einen neuen Tränenstrom mit seiner Schürze abzutrocknen. „Aber sie ist gewiß totgeschlagen worden; die alte Susanne meint es auch.“ Und ein neues kramphaftes Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Totschlag in meiner Gemeinde,“ sagte der Maire ungläubig, „wie kommst du auf diese ungeheuerliche Idee?“

Es dauerte eine Weile, bis sich Jeannette soweit erholt hatte, daß sie erzählen konnte, ihre Herrin sei schon am Vormittag zum Herrn Pfarrer ins Kloster hinaufgegangen und sei seither nicht zurückgekehrt, obgleich sie zum Mittagessen heimkommen wollte.

„Ach, sie wird beim Pfarrer von irgend einem Kranken gehört haben und läuft nun mit ihrem Armforbe — weiß Gott wo — in den Bergen umher,“ sagte ärgerlich der Gemeindefschreiber.

„Nein, nein,“ fuhr Jeannette schluchzend fort, „sie wollte beim Pfarrer das viele Geld holen und gleich zurückkommen.“

„Das viele Geld,“ riefen alle und machten große Augen.

„Ja, das viele Geld, das der St. Joseph-Verein gesammelt hat und mit dem das Krankenhaus gebaut werden soll. Viele tausend Francs!“

„Sapristi!“ rief der Maire und sprang von seinem Sitze auf. „Und da kommst du erst jetzt, uns das zu sagen?“

„Ach, Herr Bürgermeister,“ klagte das armjelige Geschöpfchen, „ich habe gewartet, bis es dunkel wurde. Und dann wollte ich die Frau Gemeindefschreiber um Rat fragen; aber sie schlug mir die Türe vor der Nase zu und sagte wie gewöhnlich, sie wolle mit Bettelpack nichts zu tun haben. Und dann habe ich mich gefürchtet, im Dunkeln auszugehen, und schließlich bin ich doch zur alten Susanne hinaufgelaufen, und die hat mir gesagt, sie habe Madame Blanchard Schlag 10 Uhr ins Kloster gehen sehen und seither nicht mehr erblickt. Ich bat nun Susanne, mit mir zum Pfarrer zu gehen; denn allein würde ich mich bei Nacht um alles in der Welt nicht ins Kloster hinein wagen, da die Leute sagen, es spuke darin. Aber Susanne wollte nicht und sagte, der Herr Pfarrer sei unwohl und habe auch nicht gestattet, daß man ihm das Abendessen bringe. Man dürfe ihn heute abend nicht mehr stören.“

„Das wollen wir doch sehen, ob man den Herrn nicht stören darf,“ rief der Maire, den Schnurrbart in die Höhe streichend.

„Meine Herren, das sonderbare Verschwinden dieser Frau, die angeblich eine große Summe beim Pfarrer holte, muß aufgeklärt werden, und zwar sofort. Sie, Herr Gemeindegeschreiber, werden sich augenblicklich zu dem Herrn verfügen und nach dem Verbleiben Ihrer Schwester erkundigen. Sollten die Antworten nicht ganz befriedigend ausfallen, so werden wir ein Verhör und eine Haus-suchung vornehmen. Der Herr Notar wird die Güte haben, mit mir ebenfalls ins Kloster hinaufzugehen; wir werden vor dem Zimmer des Herrn Pfarrers warten, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Herr Gemeindegeschreiber nicht befriedigt werden sollte. Wollen Sie uns nicht auch begleiten, Herr Doktor?“

„Dafür sehe ich vorderhand absolut keinen Grund,“ sagte der Doktor und ließ sich seinen Überrock reichen. „Ich gehe zu Le-comte und dann nach Hause, wo man mich rufen kann, wenn man meiner bedarf. Es wird aber wohl nicht nötig sein, und ich rate den Herren, sich, vielleicht in der löblichen Absicht, etwas Wahlpolitik zu treiben, nicht lächerlich zu machen. Wer wird den Herrn Pfarrer für das Verschwinden dieser guten alten Dame verantwortlich machen — wenn dieselbe wirklich verschwunden ist!“

„Wer redet denn hier von Wahlpolitik, wenn uns das Amt die traurige Pflicht auferlegt, unverzüglich und mit Energie einem wahrscheinlichen Verbrechen nachzuforschen?“ rief der Maire mit Pathos.

„Nichts für ungut!“ lachte der Doktor, mit dem Gute grüßend, und sich empfehlend. „Nehmen Sie meinewegen nur gleich den Gendarmen und den Feldhüter mit und lassen Sie den Küster die große Glocke ziehen — das wird Eindruck machen.“

„Unverbesserlicher Spötter!“ sagte der Maire ärgerlich. „Übrigens den Gendarmen können wir für alle Fälle mitnehmen, und der Küster —“

„Der Küster, Herr Bürgermeister, ist gestern nachmittag nach Marseille gegangen und noch nicht zurück. Er hat den Schlüssel seiner Wohnung bei mir hinterlegt. Der Gendarm sitzt bei einem Glase Absinth in der vorderen Stube,“ erklärte der Wirt.

„Nehmen Sie den Schlüssel der Küsterwohnung mit sich und rufen Sie den Gendarmen. Wir wollen in aller Stille miteinander hinauf.“

(Fortsetzung folgt.)

**Verichtigung.**

In № 19, S. 272, Z. 4 muß es heißen Mommisen statt Mannchen.

**Allerlei.**

Hübliches Deutsch. Die Straßburger Post bringt einige ergötliche Stülblüten und Proben aus deutschen Schulauf-sätzen französischer Kinder: „Das Ferdt ist ein Ross mit einem Kopfe unter den Ohren, dahinter eine Männe. Unten hat es vier Füße und einen Leib am Schweif.“ — Nicht viel schöner ist die Dar-stellung des Dchsen: „Der ocke ist immer ein Rind-vieh. Weil er keine Milch gibt, ist er oft ein Stier. Die Stierin ist die Küß, sie gibt nur dem melker Milch. Sie ist ein Haus-tier und hängt am Wirt seine Haus.“ „Das Schwain ist,“ erklärt ein Dritter, „ein Grunztier was man nicht anspannt. Das Schwain gibt statt Milch Schinken. Es wird gemastet und im Winter gemehget.“

**Einfache, dauerhafte wirtschaftliche Separatoren**  
ganz ohne Einsähe  
letztes Patent  
der Fabriken **Heinrich Lanz**  
für Leistungen  
von 7 bis 9 Webro Bollmisch pro Stunde  
Preise 55 Kbl. und 65 Kbl.  
Wiederverkäufern Rabatt.

**Separatoren**  
Für Industriezwecke  
für große Leistungen.  
Fabrik-Niederlage  
**Heinrich Lanz**  
in Kosiow a/Don.

Redakteur S. Kruschinski.

**Gesucht** ein junger Mann, womöglich mit Bildung der 4 Kl. des Seminars, für die Buchhandlung „Sojus“.

Anfragen sind zu richten: Саратовъ. Т-ву «Союзъ».

**Bestes Magazin**

**F. Sorokin**

**in Saratow,**

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

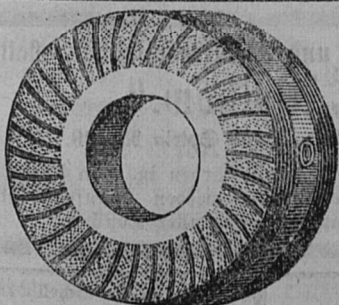
**Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:**

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

**Annahme von Bestellungen**

auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Resorts aus gedie-genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. \* Vortreffliche Arbeit. \* Volle Garantie.



**MÜHLSTEINE**

speziell zum Vermahlen von Roggen, Mais u. and. Getreide, sowie

**Zum breitkleüigen Mahlen von Weizen.**

Bei Anfragen bitte die gewünschte Mehlsorte und die Größe der Steine angeben.

**W. Zukowsky, S.-Petersburg, Newsky 97.**

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

# DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

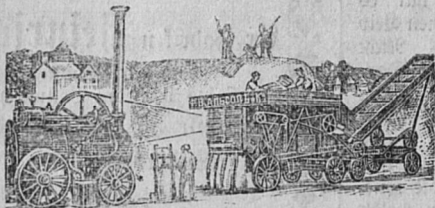
bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!



## J. W. Klsop

Lager landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte  
in Charkow.

bringt zur Kenntnis, daß die Handels-Gesellschaft

**M. u. D. Stepanow u. Co.**

in Saratow (Deutsche Str., Haus Bestushev)

als Vertreter angelegt sind.

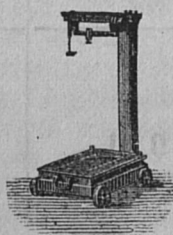
Auf Lager befinden sich ständig

Dampf-Dreschmaschinen und Locomobilen

weltbekanntester Fabrik **Marshall, Sons u. Co, Ltd.**

Gainsborough (England).

Pferde-Dreschmaschinen, Kofwerke, Trieure und alle landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.



Naphtha-Petroleum-Motore,  
Feuerfeste Kassen, etc.



Preisliste auf Verlangen



### Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

**K. G. Trejbal**

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.



Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. **Buison & Bercker**, Verleger des Heil. Apostl. Stuhles. Revelaer (Nld.) Nr. 41.

**Leinwand**, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebetten, Betttücher und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete Magazin **E. A. Chudoschin u. Sohn.**  
Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.

Zur Anfertigung sämtlicher  
**Drucksachen** auf typographischem und lithographischem Wege  
empfiehlt sich die  
**Lithographie- Buch- u. Steindruckerei**  
der Contobücher- u. Couvert-Fabrik  
von  
**August Lyra, Niga.**  
En gros—en detail. Preislisten gratis.

### Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preiscurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

### Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasticheskaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden alle mögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell Hemise und Dampfreinigung aller Kostüme.

Herausgeber H. Schellhorn.